LINDE

GEGEN RENNENKAMPF UND JOFFRE

VETVS
TESTA
NOVVM
MENTVM
DEI·SVB·NVMINE·VIGET
PRINCETON
UNIVERSITY
LIBRARY

Paul Linde

Gegen Rennenkampf und Joffr

91
7

Kriegserlebnisse von der Ost und Westfront

WE 91
587

Library of

Princeton University.

Gegen Rennenkampf und Joffre

Kriegserlebnisse von der
Oſt- und Weſtfront

Herausgegeben von Paul Linde

Dritte Auflage

Im Xenien-Verlag zu Leipzig

(RE) RECAP)
PT2623
.I57G4
1915

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1915 by Xenien-Verlag
zu Leipzig.

Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY PAIR
32101 032901298

Seiner Exzellenz

dem Herrn Generalfeldmarschall

von Hindenburg

in tiefer Dankbarkeit und Verehrung
zugeeignet

JUL -81915

Einleitung

Digitized by Google

Wir ſtehen im Banne der großen Zeit. Es iſt ein Werk in Vorbereitung, das uns frei machen ſoll und ſtark wie nie. Wir kämpfen gegen eine Welt von Feinden, aber wir kämpfen ſiegreich. Was ein Deutſcher nur hoffen kann, wird ſein Vaterland erringen. Seine Söhne werden ſtehen wie ein Felſen im Meer. Die Wogen gehen darüber hin und fluten ohnmächtig zurück. Der Felſen ſteht in alle Ewigkeit . . .

Die große Zeit hat die Menſchen geformt nach ihrem Vorbild. Sie ſind gewachſen Stunde um Stunde. Ohne viel Aufhebens entſtanden rings im Lande Helden. Ihre Zahl iſt unermeßlich. Wo iſt heute ein Deutſcher, der zaudern würde, ſein Leben dahinzugeben, wenn dem Vaterlande damit gedient wäre?

Einen ſolchen Deutſchen gibt es nicht.

Und allen voran ſchreiten die Führer.

Sie ſehen mit klarem Blick auf die Feinde — und gehen ihnen entgegen. Ohne ſich umzuſchauen, wiſſen ſie, daß ihnen Millionen folgen, furchtlos und kühn. Reißt das Geſchick einen der Führer dahin, treten hundert andere an ſeine Stelle.

Das deutſche Volk iſt unerſchöpflich an Männern, die es leiten und zur Höhe führen.

Welche Nation auf der Erde tut es ihm gleich?

Und ein Führer iſt, der überragt ſeine Soldaten um ihn, und ſie ſehen zu ihm auf wie zu einem Gott.

Er iſt ſtark im Geiſte, und ein Wille wohnt in ihm, den bricht keiner von allen, die leben.

Die Feinde fürchten ihn und bewundern ihn heimlich; ſein Volk aber trägt ihn im Herzen, jetzt und immer.

Er ſteht in der Ruhmeshalle neben Blücher, Gneiſenau und Scharnhorſt; Bismarck und Moltke aber halten ihn rechts und links und führen ihn höher . . .

Er ſetzt den Fuß auf die Stufe und ſchaut zurück. Seine Augen ruhen auf den Söhnen des deutſchen Volkes und leuchten in ſtolzem Glanz. Er weiß, daß die Söhne den Vorfahren gleichen an Mut und Tapferkeit. Und er weiß, daß ſie ſie übertreffen in dem, was ſie erreichen . . .

Und dann nickt er beifällig.

Denn er weiß, daß es um das deutſche Volk gut beſtellt iſt, ſolange es aufſteigt.

Aber er weiß auch, daß das deutſche Volk ſteigen wird, ſolange Menſchen die Erde bewohnen.

Denn es iſt kein Volk, das dem deutſchen die Palme entringt . . .

Lächelnd ſtellt der Führer den zweiten Fuß auf die Stufe und ragt über die anderen großen Deutſchen hinaus.

Da nickt der Marſchall Vorwärts ernſt und ſagt:

„So iſt es recht!“

Und er wendet ſich zu Gneiſenau und ſagt abermals:

„Zeichne den Platz für immer, wo dieſer Deutſche ſteht. Kein anderer ſoll dieſen Boden betreten; denn er iſt geweiht."

Und Gneiſenau nimmt einen Meißel und den Hammer zur Hand und ſetzt das Eiſen auf den Stein.

Da klingen harte Schläge und es entſtehen in dem Granit Vertiefungen. Es formen ſich Buchſtaben aneinander, die ausſehen wie ſcharfe Schwerter.

Nun richtet ſich Gneiſenau auf und beſieht ſein Werk. Und nach einer Weile winkt er die großen Helden heran und zeigt ihnen die Schrift.

Alle leſen den Namen und nicken einander zu.

Bismarck aber ruft ihn durch den Raum, daß es von allen Wänden widerklingt.

Und von allen Lippen kommt abermals der Name, der unſterblich ſein wird, und der alſo lautet:

Hindenburg.

Und alle deutſchen Helden nicken und jubeln und huldigen ihrem Vorbild . . .

In allen Herzen iſt es feierlich und alle Augen blicken dankbar auf zu Gott, der einen Menſchen werden ließ wie ihn . . .

Aber niemand zweifelt, daß es ein Deutſcher werden mußte . . .

Denn über alles in der Welt ſtellt der Deutſche ſein Volk . . .

Und Neid auf das Große kennt er nicht und zieht es nicht herab . . .

Darum kann es werden und wachſen, wie ſonſt nichts unter dem Himmel . . .

Und dann iſt es deutſch! . . .

Paul Linde

Die Katastrophe

Der ruſſiſche Oberbefehlshaber General Rennenkampf ſaß in dem geräumigen, ſolid ausgeſtatteten Zimmer des Schloſſes Z. bei D. Seine Augen hingen an einer großen Generalſtabskarte, die vor ihm auf dem Tiſche ausgebreitet war. Die Stirn des Generals war gefurcht; um den Mund zogen ſich tiefe Falten, die ſelbſt der rieſige Bart nicht ganz zu verdecken vermochte.

Der General verharrte bewegungslos. Minute um Minute verging, er rührte ſich nicht. Die Uhr über dem Schreibtiſch hatte ſchon zweimal geſchlagen, aber auch das vermochte ihn nicht aus ſeinem Sinnen zu reißen.

Da ging leiſe die Tür. Eine rieſige Geſtalt ſchob ſich herein, die geräuſchlos über den weichen Teppich hinwegſchritt. Nur die ſilbernen Sporen an den glänzenden Lackſtiefeln klirrten vornehm und diskret.

Der Mann, der mit einer prächtigen, goldverzierten Uniform bekleidet war, ſtellte ſich ſeitwärts vom Oberbefehlshaber auf und ließ den Blick nicht von deſſen Geſicht. Hündiſche Treue drückten dieſe dunklen Augen aus, aber auch Ehrfurcht und bedingungsloſe Unterordnung.

Die Uhr ſchlug abermals. Da rührte ſich der General. Wie aus tiefem Schlaf erwachend, ſtarrte er auf das weiße Zifferblatt mit den großen ſchwarzen Zahlen darauf. Da machte der rieſige Offizier eine Bewegung. Wie wild fuhr der General herum. In ſeinen

Augen lag ein flimmernder Glanz, als er den Adjutanten erblickte.

„Was willſt du?" fragte er heiſer.

„Herr General hatten befohlen", ſagte der Adjutant. Seine Haltung war ganz Unterordnung.

„Ganz recht, ich weiß", erwiderte der Oberbefehlshaber zerſtreut. „Ja, wie war das doch gleich? Ach, ich weiß . . . Hat man die deutſchen Stellungen nun in der ganzen Linie erkundet? Sind dort größere Bewegungen im Werke?"

„Zu Befehl, nein, Herr General!" meldete der Adjutant. „Die Deutſchen ſcheinen bei der Defenſive beharren zu wollen . . ."

„Oder zu müſſen", fiel der General ein. „Unſere Übermacht erdrückt ſie. Sie muß ſie erdrücken, Konſtantin Urſulow, hören Sie? Sie muß!"

„Sehr wohl, Herr General", ſagte der Adjutant. „Unſere tapfere Armee wird die Deutſchen vernichten. Die Begeiſterung der Soldaten für unſere heilige Sache iſt groß. Aber größer die für unſeren glänzenden Führer. Euer Exzellenz können das Äußerſte verlangen. Der ruſſiſche Soldat ſtirbt für ſeinen Füh —"

„Ich weiß, Herr Hauptmann", unterbrach General Rennenkampf ungeduldig. „Alſo von der deutſchen Front iſt nichts Weſentliches zu melden?"

„Nichts, Herr General. Oder doch etwas . . . Der General von Benneckendorf und Hindenburg iſt vom Deutſchen Kaiſer zum Führer der geſamten Streitkräfte an der deutſchen Oſtgrenze ernannt."

Rennenkampf erhob ſich. „Ich kenne ihn. Ein alter General. Bereits inaktiv geweſen. Ohne Zweifel iſt er befähigt. Aber er kämpft für eine verlorene Sache. Das iſt eine undankbare Aufgabe. Er trägt die Verantwortung, wenn die Kraft nicht ausreicht . . . Ja, Konſtantin Urſulow, ich möchte nicht in ſeiner Haut ſein! . . .“ Der General nahm eine Zigarette, blitzſchnell reichte ihm der Adjutant Feuer. Der Oberbefehlshaber ſah den Offizier wohlwollend an, dann ſchritt er einige Male mit haſtigen Bewegungen durch das Zimmer.

Plötzlich blieb er dicht vor dem Adjutanten ſtehen:

„Wir greifen an!“ rief er energiſch. „Die Armee ſoll marſchieren, Herr Hauptmann. Ich will noch vor Weihnachten in Berlin ſein, nicht wahr, Konſtantin Urſulow, ich will!!!“

Der Adjutant verneigte ſich. „Euer Exzellenz wiſſen, daß die Armee alles zerſtampft, was ſich in den Weg ſtellt. Euer Exzellenz werden in Berlin ſein, ehe der Herbſt weicht!“

Rennenkampf nickte gnädig. Dann winkte er ab. Der Adjutant verſchwand.

* * *

Ein ſchriller Pfiff der Maſchine, einen Augenblick Ruhe, und nun raſſelte das Stellwerk: die Einfahrt war frei. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung und nach einigen Augenblicken hatte er die höchſte Geſchwindigkeit erreicht.

Ein ſonderbarer Zug war es, der durch die Station ſauſte! Hinter einer rieſigen Schnellzugslokomotive hing ein einziger Wagen und ſonſt nichts. Der Stations-

vorſteher ſchüttelte den Kopf. „Wer fährt denn da ſo eilig vorbei? Und was iſt das für eine Verſchwendung; hinter einer D-Maſchine nur einen Wagen? Ja ja, der Krieg . . .“

Im Wagen ſaß der neue Oberkommandeur der Deutſchen im Oſten, General von Bennekendorf und Hindenburg.

Wohl raſſelte und ſchwankte der Wagen, und wenn er über eine Kreuzung fuhr, gab es einen ſcharfen Ruck; aber die beiden Männer, die dort dicht über den Karten gebeugt ſaßen, ſtörte es nicht.

Beide waren es breite, maſſige Geſtalten, und die Köpfe zeigten eckige, willensſtarke Stirnen.

Der jüngere Offizier hob den Zeigefinger der ſchweren Hand und fuhr damit in einer unregelmäßigen Linie über die Karte.

„So ungefähr iſt die Stellung der Ruſſen“, ſagte er, „und dies iſt der Punkt, an dem ſie ſich am meiſten vorgeſchoben haben.“

„Ganz recht“, ſagte der General, „da packen wir ſie zuerſt.“

„Wenn es uns gelingt, ſie hier zurückzudrängen“, fuhr der jüngere Offizier fort, „könnten wir ſie beſſer an den Flügeln faſſen —“

„Und umzingeln“, fiel der General ein. „So iſt es und das wird geſchehen!“

Die Hand des jüngeren Offiziers fuhr über die Karte und blieb dann auf einem kleinen hellblauen Flecke haften. „Dies hier“, ſagte er, „iſt der größte der maſuriſchen Seen; eine ganze Kette zieht ſich hier entlang.“

„Kennen Sie die Seen, Herr General?“ fragte General von Hindenburg verhalten. Es ſchien, als bezwänge er ſich mit Gewalt.

Der jüngere Offizier ſah aufmerkend in das energiſche Geſicht des Führers. Er ſchüttelte mit dem Kopf. „Nicht durch eigene Anſchauung, Exzellenz“, ſagte er langſam. „Aber ſie ſollen ſchön ſein; am ſchönſten, wenn der Sturm darüber fährt und ſie aufrührt bis zum Grunde.“

„Ja, ſo iſt es!“ rief der General erregt aus. „Genau ſo iſt es! Und Sie werden ſich davon überzeugen können, Herr Generalmajor Ludendorf, denn ich habe es im Gefühl, daß ein Sturm darüberfahren wird, wie noch nie einer . . . Und, Herr General, nun paſſen Sie auf: Sie und ich und die ganze deutſche Armee, die hinter uns ſteht, wir werden den Sturm entfeſſeln! . . .“ Der General hielt einen Augenblick an, um ſeine Erregung niederzukämpfen. Dann fuhr er ruhiger fort: „Und alles, was ſich dem Sturm in den Weg ſtellt, das wird einfach aufgehoben und fortgewirbelt . . . Dann mag jeder ſehen, wie er davonkommt. Aber leicht wird es keinem werden . . .“

Der jüngere General nickte langſam. „Ich verſtehe“, ſagte er, „wenn wir ſie nur richtig faſſen!“

Hindenburg lachte ganz eigen, wie es ſeine Art war, und dann ſagte er mit Nachdruck:

„Die deutſche Zange hält, was ſie einmal hat. Und —“ wieder lachte Hindenburg leiſe, — „ſie hat ſchon, was ſie haben wollte. Wenn wir drei Tage älter ſind, Herr General, iſt alles fertig. Dann ſitzen die Ruſſen,

wo ich sie haben will . . . Freilich, Blut und Menschenleben wird es kosten . . . Aber das ist der Krieg . . ."

„Wir haben ihn nicht gewollt", sagte Ludendorf leise, als der General schwieg. „Aber nun er da ist, müssen wir ihn durchhalten."

„Ja", sagte der General fest, „und auch gewinnen. Der Sturm an den masurischen Seen wird der Auftakt sein. Wir werden ein Bild sehen, das sich für immer in unsere Seele gräbt. Es wird alles kommen, wie wir es uns nur wünschen können. Aber dennoch möchte ich, wir wären am Ende . . ."

Die Maschine pfiff. Grell und mißtönend klang es. Der Zug fuhr langsam, dann hielt er an.

General Ludendorf beugte sich aus dem Fenster und sah hinaus. „Wir sind da", sagte er. „Aber wir haben noch keine Einfahrt."

„Nur Geduld", sagte der General langsam, „nur Geduld! Was sich jetzt hier abspielen wird, das meldet die Geschichte noch in tausend Jahren. Eine Minute früher oder später angefangen: das ist unwesentlich. Die Hauptsache ist, daß es gelingt . . ."

General Ludendorf deutete auf eine dunkle Stelle am Horizont. „Das sind gute Vorboten", sagte er. „Es zieht sich dort etwas zusammen."

„Ja", sagte General Hindenburg, und nickte ernst mit dem Kopf. „Das sind sichere Sturmzeichen!"

Abermals pfiff die Maschine laut und schrill, dann setzte sie sich fauchend und rasselnd in Bewegung. Schwer und massig fuhr der Zug in den Bahnhof ein . . .

* * *

Der Tag dämmerte kaum. Da rüſteten die Ruſſen zum Aufbruch. Die Einwohner der Stadt — es waren nicht alle geblieben — ſahen die Vorbereitungen und ſeufzten. Nun ging der Feind weiter ins deutſche Land. Immer weiter marſchierten die Ruſſen vor und hinter ihnen kamen neue Regimenter. Von Tag zu Tag wurde die Hoffnung geringer, daß es den Deutſchen je wieder gelingen könnte, die Heimat von der Fremdherrſchaft zu befreien.

In der Hauptſtraße, dicht bei dem Rathauſe, hatte die alte Firma Burgmann und Söhne ihr Ladengeſchäft. Da ſtand ein ruſſiſcher Offizier und klopfte mit dem Säbel an den Rolladen.

„Macht auf", ſagte er, „es iſt Zeit!"

Zögernd wurde der Laden aufgezogen und die Tür geöffnet. Es geſchah nicht gern, aber die Ruſſen zwangen die Geſchäftsleute und niemand wagte zu widerſprechen. Es hätte ja auch nichts geholfen. Wer ſollte die Deutſchen beſchützen?

Der Offizier betrat den Laden. Er legte einen Rubel auf den Tiſch.

„Schnell etwas kaltes Fleiſch einpacken", ſagte er, „und auch Zigarren. Aber ſchnell!"

Karl Burgmann, der Geſchäftsinhaber, ſah dem Ruſſen aufmerkſam ins Geſicht. Er rief die Beſtellung über die Schulter zurück, dann wandte er ſich wieder an den Offizier.

„Wohin geht es, Herr Leutnant?" fragte er. Den Offizier kannte er. Es war ein Deutſchruſſe aus den

Oſtſeeprovinzen. Einer der wenigen, mit denen es ſich leben ließ.

Der Offizier zuckte mit den Schultern. „Was wiſſen wir davon?“ ſagte er. „Wir müſſen marſchieren, und keiner weiß wohin. In Berlin, heißt es, iſt alles zu Ende. Da wird Ihrem Land der Frieden diktiert. Dann dürfen wir nach Hauſe. Aber wann kommen wir hin?“

Der Geſchäftsinhaber ſchwieg. Was er dachte, durfte er nicht ſagen, und gegen ſeine Wünſche und Hoffnungen, die nicht erlöſchen wollten, mochte er nicht reden. Der Gehilfe kam in dieſem Augenblick mit dem Paket. Das nahm der Offizier in Empfang und ging mit einem kurzen Gruß eilend davon.

Draußen kam es heranmarſchiert und zog es vorbei den ganzen Tag. Die Sonne erhob ſich von ihrem Lager und ſah verwundert auf dieſe uniformierte Menſchenmaſſe, die kein Ende nahm. Immer neue Kolonnen rückten vor und verſchwanden wieder und wurden von anderen abgelöſt, die wieder andere hinter ſich herzogen. So kam und ging es vom Morgen bis zum Abend in ewiger Folge und nahm doch kein Ende. Und immer neue Geſtalten tauchten auf mit fremden Geſichtern, auf denen die Gleichgültigkeit lag oder der Mißmut. Wenn ſich je einmal die Lippen eines Gliedes aus dieſer endloſen Menſchenkette öffneten, dann ſtieg ein Fluch in die Luft oder ein Ruf der Erſchöpfung.

Die Einwohner hatten es längſt aufgegeben, mit den Augen dem Zuge zu folgen oder gar die Zahl der Soldaten zu ſchätzen. Mit jedem vorbeimarſchierenden Regiment ſtieg die Maſſe des Feindes, der den deutſchen

Boden überſchwemmte. Und mit jedem heranziehenden Bataillon ſank die Hoffnung, daß es je gelingen könnte, dieſen Feind wieder zu verjagen.

Darüber ſank die Sonne tiefer und tiefer und ihre letzten Strahlen trafen noch immer auf marſchierende Menſchen. Da gingen die letzten der Einwohner tiefer in das Zimmer hinein und rangen verzweifelt die Hände . . .

Aber in den Ohren dröhnte der Rhythmus der ſchreitenden Armee weiter und trieb die Mutloſigkeit bis auf die Spitze . . .

Draußen ſank der Abend hernieder und die Dunkelheit ward dichter und dichter. Aber von Minute zu Minute wuchs der Lärm, und — wurde der Marſchtritt nicht kürzer und eilig?

Was trieb die Rieſenarmee des ruſſiſchen Zaren mit einem Male zu dieſer Haſt?

Die Tür zum Laden von Burgmann und Söhne flog mit einem Ruck auf. Beſorgt eilte der Inhaber in den Laden. Da malte ſich grenzenloſes Staunen auf ſeinen Zügen.

„Sie ſind wieder hier, Herr Leutnant?“ fragte er den Eintretenden. Es war der Offizier vom heutigen Morgen.

Der Offizier ſtöhnte auf. „Ich habe es geahnt“, rief er verzweifelt, „ich habe es geahnt!“

Obgleich es ein Feind war, regte ſich bei dem Kaufmann das Mitleid.

„Sie ſind erſchöpft“, ſagte er, „wo kommen Sie her?“

Der Ruſſe verzerrte das Geſicht — war es Wut oder Schmerz? „Sind Sie ſchon einmal im Kreiſe gelaufen“, fragte er zurück, „in einem Kreiſe, der von einem größeren eingeſchloſſen iſt, und über den Sie nicht hinweg können?“ . . . Er hielt einen Augenblick an, um Atem zu ſchöpfen. Dann fuhr er haſtig fort:

„In einem ſolchen Kreiſe marſchieren wir den ganzen Tag. Erſt wußten wir es natürlich nicht. Wie aber das Regiment vor uns ſtockte und abbog und dann auch uns der Befehl traf, da wurden wir irre . . . Und dann ſahen wir auf unſere Führer und erſchraken . . . Warum blickten ſie ſo finſter? Und warum ſaß in manchem Auge die Angſt? . . .“

Der Ruſſe ſchluckte und fuhr mit der Hand über das Geſicht. Nach einer Weile fing er wieder an:

„Viermal ſind wir heute hier durchmarſchiert. Jedesmal gab es hinter der Stadt eine Stockung und dann ging es wieder zurück . . . Der Ring, der uns umſchließt, iſt feſt wie Eiſen. Und er wird enger . . .“

Der Offizier faßte an den Kragen ſeiner Uniform und zerrte daran, als vermöge er ſich damit Luft zu ſchaffen. Als er nun fortfuhr, überſchlug ſich die Stimme faſt.

„Wir ſitzen in der Falle! Sie haben uns feſt! . . . Oh, die deutſche Klammer ſpürt man im Fleiſch. Sie faßt bis auf das Mark . . . Mein Gott, ſollen wir alle zugrunde gehen? . . .“

Wie geiſtesabweſend ſtierte der Offizier vor ſich hin.

Den Kaufmann durchrieſelte es von oben bis unten. War es Mitleid mit dieſen Armeen? Ja, es war auch Mitleid. Aber in erſter Linie war es die Freude . . .

Dem Kaufmann war wie einem, der ſoeben dem ſicheren Tode entgangen iſt.

„Und Ihr Führer?“ fragte er, „wo iſt General Rennenkampf?“

Der Offizier fuhr wie wild auf.

„Was weiß ich!“ ſchrie er. Wie ſoll ich das wiſſen? Wiſſen wir denn überhaupt etwas? . . . Der ruſſiſche Soldat ſoll kämpfen und ſterben, aber das will er auch, wenn kein Ausweg bleibt. Nur muß er die Überzeugung haben, daß ſeine Oberen es mit ihm gut meinen. Und daß ſie ihn nicht nutzlos opfern . . . Aber ich frage Sie, wie ſollen wir dieſe Überzeugung haben, wenn es geht wie heute? . . . Wir ſind verloren, wir ſind verloren! . . .“

Wie wahnſinnig ſtürzte der Offizier hinaus auf die Straße, mitten hinein in die graue Maſſe der marſchierenden Soldaten.

Der Kaufmann trat vor die Tür und ſtarrte in die Dunkelheit. Was mochte die Zukunft bringen? Kam mit dem Morgen das Licht der Freiheit? Kamen die deutſchen Brüder als Retter in der Not? . . .

* * *

Tappend und taumelnd gingen die Kolonnen auf der langen, kahlen Landſtraße dahin. Wenn einer zuſammenbrach, ſchritten die anderen über ihn hinweg.

Was war in dieſem Zuge der einzelne? Was galt hier ein Leben, wo hunderttauſende auf dem Spiele ſtanden?

Die Lage war ernſt. Wer den Mut hatte von den Führern, geſtand es ſich ein, daß ſie troſtlos war.

Alle atmeten wie unter einem eiſernen Druck. Alle wußten, daß ſich über ihnen ein Wetter zuſammengezogen hatte, das ſie alle zu zerſchmettern drohte . . .

Da murmelte mancher heiße Gebete und Wünſche vor ſich hin, auf deren Erfüllung er dennoch nicht zu hoffen wagte.

Ja, die ganze ruſſiſche Armee hatte den Mut verloren. Sie trieb einer Kataſtrophe zu . . .

Und nun tönten gellende Hupenſchreie durch die Nacht. Rückſichtslos, wie ein wildes, gereiztes Tier raſte der Wagen dicht an den Kolonnen vorbei. Manchmal riß es einen von den taumelnden Soldaten nieder . . . Ein kurzer Aufſchrei, das Auto hob ſich einen Augenblick, wie wenn es über einen Stein fuhr, und dann raſte es weiter . . .

Wieder hatte es einen aus der Rieſenſchar getroffen, aber wer fragte danach? . . .

Der Wagen war innen erleuchtet. Das Licht fiel auf zwei todernſte Geſichter, die wie irre auf die Generalſtabskarte ſtarrten, die der Jüngere auf den Knien hielt, und dann ſahen ſie wieder in die Nacht hinaus.

Da ging es wie ein Krampf durch die Geſtalt des Älteren, daß die Sporen klirrten. Der Jüngere ſah in das verzerrte Geſicht und war betroffen.

Da riß ſich der Ältere zuſammen, ballte die Fäuſte, um ſeine Erregung mit Gewalt zu bezwingen, und dann ſagte er:

„Es iſt nichts, Konſtantin Urſulow, es iſt nichts. Wir müſſen die Ruhe behalten. Was haben uns denn die Deutſchen bisher geſchadet?“

„Exzellenz“, ſagte der andere zögernd, „ich fürchte, ſie treffen uns ſchwer, wenn wir unſere Armee nicht mit der größten Eile über die Seen bringen. Ich kenne die Seen, Exzellenz! . . .“

Der General ließ ihn nicht weiterreden. Er legte die Hand auf die Karte und ſagte:

„Dies und noch mehr wird unſer, Konſtantin Urſulow. Das habe ich mir geſchworen. Wir ſind zähe, Mann, und der General von Hindenburg ſoll uns kennen lernen! . . .“

Der Wagen machte einen Ruck. Die beiden Offiziere fuhren von ihren Sitzen empor. „Was iſt das?“ fragte General Rennenkampf ungeduldig.

„Ich fürchte, ein Soldat, der unter die Räder kam“, gab der Adjutant zurück.

„Die Leute laſſen ſich zu ſehr gehen“, ſagte der Oberbefehlshaber. „Die Deutſchen haben ſich mehr in der Hand.“

Der Adjutant öffnete den Mund, aber was er ſagen wollte, brachte er nicht heraus.

Der General winkte ab. „Ich weiß, was Sie ſagen wollen, Herr Hauptmann. Aber bleibt uns jetzt ein anderer Ausweg?“

„Ich fürchte, nein", gab der Adjutant zurück. „Aber ich würde alles darum geben, wenn unſere Armee über den Seen wäre. Die Deutſchen drängen ſtark; es wird große Verluſte geben!"

„Wir gleichen ſie aus!" rief der General aus. „Wir kommen wieder, Herr von Hindenburg, und dann ſind w i r an der Reihe! . . ."

* * *

Wie der erſte helle Schein durch die Nacht leuchtete, riſſen ſich die Soldaten zuſammen. Nun kam der Tag, nun kam auch die Erlöſung aus aller Not.

Es geht ſich ſchwer in der Dunkelheit, wenn man den Feind im Rücken hat.

Keiner hatte ihn bisher geſehen, keiner etwas gehört, aber alle wußten, daß er ihnen dicht auf den Ferſen war.

Woher wußten ſie es? Niemand hatte es ihnen geſagt, aber alle hatten es gefühlt.

Niemand wußte, wo ihr Weg jetzt hinführte, aber alle erwarteten davon die Befreiung von dem furchtbaren Druck, der ſie vorwärtstrieb . . .

Es wurde heller und heller. Schon konnte man die Bäume rechts und links der Straße unterſcheiden und ſah darüber hinaus weite Ackerflächen und Wieſen.

Ganz undeutlich hoben ſich in der Ferne dunkle Punkte vom Horizont ab, und nach und nach wurden ſie zu einer ununterbrochenen Kette. Das waren die großen maſuriſchen Wälder.

Zwei blonde Soldaten ſchritten vorn am Zuge nebeneinander. Sie ſprachen leiſe zuſammen, als ſolle es niemand hören. Dem war auch ſo. Die beiden ſprachen Deutſch.

„Nun dauert es nicht mehr lange, dann ſind wir an den Seen", ſagte der eine.

„Ich weiß es wohl", erwiderte der andere. „Aber nun es hell iſt, kommt mir hier alles ſo fremd vor."

„Das täuſcht", gab der erſte zurück. „Der Weg ſieht anders aus, wenn man ihn vor- und rückwärts geht."

„Das mag wohl ſein", meinte der andere wieder. „Aber wenn ich nun hinunterſehe, kommt es mir vor, als ſei auch die Straße anders geworden. Der Sand iſt friſch aufgeſtreut und ſie iſt breiter als früher."

Der Kamerad lachte verhalten. „Wer ſoll denn da gearbeitet haben, Freund? Unſere Landsleute?"

„Nein", ſagte der andere ernſt, „die nicht. Aber vielleicht die Deutſchen!"

Ehe der andere antworten konnte, trat der Soldat aus dem Gliede und ſchritt auf einen Baum zu, der etwas ſchwächer war, als die anderen.

Es ſchien, als neige er ſich etwas zur Seite.

Der Soldat hob die Hände und legte ſie um den Stamm. Dann ſchüttelte er ihn. Der Baum wankte hin und her. Nach einer Weile legte er ſich auf die Seite und ſtürzte um, daß es krachte . . .

Die Soldaten, die gerade vorüberſchritten, lachten. Einer rief: „Ei, biſt du ſtark, Bruderherz!"

Der Soldat ſagte nichts. Er ſah nicht vom Boden auf. Zögernd und doch wieder wie getrieben ging er dahin. Als er ſeinen Kameraden erreicht hatte, trat er zu ihm ins Glied.

Beide ſprachen nicht mehr . . .

Der Tag kam näher und näher. Die Sonne erhob ſich wie ein glühender Feuerball. Aber es wurde trotzdem kühler. Ein leiſer Wind machte ſich auf, der den Soldaten ins Geſicht fuhr.

Da öffnete der blonde Soldat zum erſten Male wieder die Lippen.

„Nun kommen wir an die Seen", ſagte er. „Wenn wir drüben ſind, will ich Gott auf meinen Knien danken!"

Da kam der große, faſt unüberſehbare Waſſerſpiegel in Sicht. Schon hatten die erſten Soldaten die breite Brücke erreicht und ſahen ſich einen Augenblick nach den Kameraden um. Sie waren gerettet! Ob alle das ſagen konnten?

Sie überſahen die lange graue Linie, die ſich hinzog, ſo weit die Augen reichten. Aber auch da war ſie nicht zu Ende.

Wann würde der letzte Kamerad da ſein, wo ſie jetzt ſtanden?

Und wo würden ſ i e dann ſein? . . .

Sie mußten ſich wenden und vorwärtsſchreiten. Der Druck von hinten war unwiderſtehlich. Er trieb ſie fort und über die Brücke.

Aber was war das?

Wo waren ſie nun geblieben?

Wie vom Erdboden verſchwunden, ſpurlos untergetaucht waren ſie und kamen nie mehr wieder . . .

Denn nun klatſchte es ins Waſſer, daß es aufſpritzte.

Da wußten die nächſten, daß die Kameraden den Waſſertod gefunden hatten . . .

Und dann ſahen ſie ſelbſt die gräßliche Tiefe vor ſich. Sie bäumten ſich auf und drückten mit Macht zurück, von wo ſie ſelbſt vorgeſchoben wurden . . .

Aber es half ihnen nichts. Sie wurden in die Flut hineingeſchoben mit unwiderſtehlicher Gewalt . . . Im Fallen noch ſahen ſie drei Meter vor ſich die Fortſetzung der Brücke.

Dann ſchloſſen ſich die Augen und ſie ſahen und fühlten nichts mehr . . .

Sie fühlten nicht, wie ſchwere Körper gleich den ihrigen auf ſie ſtürzten und ſie in die Tiefe drückten. Aber die jetzt noch oben waren, lagen bald auf dem Grunde gebettet, wie ſie . . .

Das war das große Sterben in der ruſſiſchen Armee. Es dauerte vom Morgen bis zum Abend und geſchah an vielen Stellen.

So arbeitete die eiſerne Klammer des Generals von Hindenburg.

* * *

Als der General von Hindenburg am Abend mit dem General Ludendorf in ſeinem Zimmer ſaß, war er todernſt. Er ſah mit ſchweren Augen über den Gehilfen

hinweg und ließ den Blick auf einem großen Bilde ruhen, das an der Wand hing.

„Was ich getan habe, mußte getan werden", sagte er leise vor sich hin. „Niemand hätte Deutschland anders zu retten vermocht. Es ist mir leid um die vielen vernichteten Menschenleben, aber die anderen da drüben haben die Verantwortung zu tragen. Niemand kann mir zumuten, daß ich einen Menschen schone, der es mit Deutschland nicht gut meint . . ."

General Ludendorf nickte. Nach einer Weile fragte er: „Glauben Sie, Exzellenz, daß nun alles gut ist?"

General von Hindenburg sah auf.

„Nein! Sie kommen wieder! Aber wir erwarten sie und beugen vor . . . Kommen Sie, Herr General, frisch ans Werk! . . ."

Es trat Stille im Zimmer ein. Man hörte nichts, als den schweren Atem dieser denkenden Menschen.

Aus dem Bilde heraus sahen die Augen des Kaisers ernst auf sie herab . . .

Zwei Fragen

Sie hatten sich fast vier Monate zusammengehalten. Ihre Stellung im Schützengraben war vorzüglich. Die Kugeln der Engländer pfiffen über ihre Köpfe hinweg, aber sie erreichten sie nicht. Die anfängliche große Spannung war einem verhältnismäßigen Sicherheitsgefühle gewichen, das ihnen gestattete, ihre Gedanken nach der Heimat zu richten.

Da fiel dem Unteroffizier ein, daß es in seinem Leben etwas gab, das schlimmer war, als das Liegen im Schützengraben. Hier hatte man es mit einem Feinde zu tun, der zwar selber unsichtbar blieb, gegen dessen Angriffe man aber einen sicheren Schutz hatte.

Aber der andere Feind, der traf sicher und seine Waffen hinterließen tödliche Verletzungen.

Der Unteroffizier lugte durch den engen Spalt der Deckung. Seine Augen streiften über das weite kahle Feld vor ihm. Da war nicht die Spur von Leben, so weit man sah. Weit, weitab, da, wo Himmel und Erde zusammenflossen, zeigten sich unscheinbare Erhöhungen in einer langen Reihe, deren Anfang und Ende nicht zu übersehen waren. Dort lag der Feind, von daher schickte er seine Grüße.

Wieviel Augen mochten in diesem Augenblick auf die deutsche Stellung gerichtet sein, und waren die Gewehre zu zählen, die ein festes Ziel suchten?

Die Gedanken des Unteroffiziers ſchweiften ab. Er ſah ein großes, blondes Weib vor ſich in ſeiner jungen, blühenden Schönheit. Mit wiegenden, lockenden Bewegungen ſchritt es auf ihn zu und mit dem wiſſenden, aufreizenden Lächeln um den üppigen Mund, das die Männer betroffen machte und ſich in die Sinne grub.

Das Weib drehte ſich zur Seite und blieb ſtehen. Da ſah er, daß ein Mann ſich nahte, deſſen Geſicht in Erwartung und Freude ſtrahlte. Wie er nun vor dem Weibe ſtand, überragte er es um Haupteslänge. Seine große, breite Geſtalt ließ die Frau faſt klein und zierlich erſcheinen. Er beugte ſich zu ihr herab und nahm ihre Hand. Seine Augen ſuchten die ihrigen und zwangen ſie, daß ihr Blick in den ſeinen floß. Die beherrſchende Kraft ſeiner Perſönlichkeit zog das Weib in ſeinen Bann. Geſchah es widerwillig? Gab es ſich gern?

Die Fragen waren überflüſſig. Verloren hatte er die Frau ſo und ſo. Denn was er hier im Geiſte ſah, war Erlebnis. Er *hatte* ſein Weib in der Stellung geſehen, und alle die Einzelheiten waren in ſeine Seele gegraben mit eiſernem Griffel.

Der Unteroffizier horchte. Die Luft war durchſichtig und leicht. Ganz weit aus der Ferne drangen Töne zu ihm, die klangen wie Hämmern und Stampfen. Was ging da vor? Hatte der Feind einen neuen Plan, um an die deutſchen Stellungen heranzukommen? Er mochte ſich bemühen: nehmen würde er ſie nie!

Und wieder ſchweiften die Gedanken des Unteroffiziers in die Heimat. Es war der letzte Tag in ſeinem

Hauſe. Er ging darin umher, und ſeine Augen umfingen jeden Gegenſtand mit Liebe und Trauer. Was hier ſtand, das hatten ſeine Eltern in Mühe und Sorgen erworben. Sie hatten es nicht leicht gehabt. Die andere, die nachher die Erbſchaft angetreten hatte, ſie wußte nichts von den Kämpfen der Alten. Wußte ſie überhaupt etwas vom Ernſt des Lebens?

Da ging die Tür auf. Der hereintrat, war ſein Freund. Nun war es Zeit. Beide mußten ſie zu ihrem Truppenteil einrücken. „So, Hermann", hatte der Freund geſagt, „nun kommt das Letzte noch. Es iſt das Schwerſte. Meine Frau iſt zuſammengebrochen, wie ich aus der Tür ging. Aber ich konnte nicht helfen. Das Vaterland ruft. Aber deine Frau iſt tapfer. Die behält den Kopf oben. Aber weh tut es, wenn der Mann geht und keiner weiß, ob er wiederkommt. Macht es kurz, Kinder."

Die Frau ſtand ſchon bereit. Ihre Geſtalt war aufrecht wie ſonſt. Das Geſicht ſtrahlte in Jugend und Schönheit. In die Augen ſah der Unteroffizier nicht. Da ſtand wohl noch das Bild des anderen . . . Das mochte er nicht ſehen in der Stunde, wo er von Heimat, Haus und Weib Abſchied nahm — vielleicht für immer.

Da hat er die Hände der Frau genommen und gedrückt wie nie. Sie machte eine Bewegung. Wollte ſie in ſeine Arme ſinken? Er wandte ſich ab. Gleich darauf ſchloß der Freund hinter ihm die Tür. Das war ſein Abſchied.

Der Andere, Starke, der blieb in der Heimat. Er hatte nicht gedient.

Die Hand des Unteroffiziers, die das Gewehr umklammert hielt, zitterte. Er fror innerlich, wie er nun daran dachte, was daheim sein könnte.

Wie sah es aus? War sein Haus noch rein?

Eine Hand legte sich auf seine Schulter. Er fuhr herum. Sein Freund stand hinter ihm.

„Es geht etwas vor, drüben", sagte er. „Wenn die uns nur nicht in der Flanke fassen!"

Der Unteroffizier horchte angespannt. Da war es ihm, als klänge das Hämmern viel näher.

„Ich habe die ganze Zeit her schon eine Ahnung, als wenn uns etwas bevorsteht", fuhr der Freund fort. „Die Franzosen wollen unsere Stellungen durchbrechen. Hermann, paß auf, wir bekommen Flankenfeuer!"

Der Unteroffizier nahm das Glas und setzte es an die Augen. So weit der Spalt es zuließ, ließ er die Blicke nach allen Seiten wandern. Es schien ihm, als bewegten sich — kaum sichtbar — in weiter Ferne Gestalten. Aber das konnte täuschen. Was man erwartet oder befürchtet, spiegelt die Phantasie als Tatsache vor. Der Unteroffizier wußte das. Er dachte an sein Weib ...

Sein Freund räusperte sich. Dann sagte er: „Hermann, wenn Menschen in unserer Lage sind, haben sie nur noch einen Gedanken: den an den Tod. Es ist besser, man ist vorbereitet; wenn er kommt, fügt man sich leichter."

Der Unteroffizier nickte. Langsam sagte er: „Man denkt immer, nicht wunder wie schwer das Sterben ist. Wenn es soweit kommt, fällt einem gar nichts dabei ein. Mancher stirbt sogar gern ..."

Mit großen Augen ſah ihn der andere an. „Du auch, Hermann, du auch?“

Der Unteroffizier ſah in die Weite. Hatte er die Frage gehört?

Das Hämmern war verſtummt. Eine erwartungsvolle Stille lag über dem Feld. An allen Lücken und Rillen der Deckung ſtanden die Soldaten und ſpähten angeſpannt hinaus.

Da klang eine ſcharfe Stimme hinter ihnen. Sie kam ſo unerwartet, daß alle zuſammenzuckten.

„Leute, deckt euch! Die Franzoſen haben rechts Artillerie herangebracht; gleich wird —“

Die Stimme brach ſchrill ab. Ein entſetzliches Krachen durchſchnitt die Luft und bewirkte, daß alles mit den Händen an den Kopf fuhr. Nun flog und ſpritzte die Erde vor der Stellung in die Höhe, daß man nicht die Hand vor Augen ſah.

Da erblaßten die Soldaten und duckten ſich auf den Boden nieder.

Aber nun krachte es wieder und wieder. Bald ſchlugen die Granaten vor dem Graben ein, bald dicht dahinter. Da reckte ſich einer der Soldaten auf und ſtieg wie im Fieber über die Deckung. Zehn andere ſprangen hinzu und riſſen ihn herunter. „Was tuſt du?“ riefen ſie ſchrill und überlaut, „wo willſt du hin?“

Sie ſahen auf ſein Geſicht und fuhren zuſammen. Was darauf ſtand, war der Wahnſinn. Er riß ſich los, und diesmal war er ſchneller. Ehe die anderen ihn erreichten, war er über den Graben hinaus, und nun jagte er wie gehetzt auf die franzöſiſche Stellung zu. In den

Pauſen, die die einſchlagenden Granaten ließen, vernahm man ſeine gräßlichen Schreie . . . Doch mit einem Male blieb er ſtehen wie angewachſen. Dann drehte er ſich herum, als wolle er wieder zurück in die deutſchen Reihen. Aber nun drehte er ſich noch einmal ganz um ſeine eigene Achſe. Und was nun kam, ſahen nicht mehr alle. Er warf die Hände in die Luft, dann ſprang er hoch, als wolle er fliegen, und nun ſtürzte er zuſammen, wie ein gefällter Baum.

Die dies mit anſahen, hörten auch den hölliſchen Lärm, mit dem die Granate in den Graben einſchlug. Sie hörten auch die lauten Schmerzensſchreie und dann ein verhallendes Wimmern und Stöhnen . . . Sie ſahen ganz in der Nähe die Erde zum Himmel fliegen und darunter größere Schatten und Körper. Sie wußten im gleichen Augenblick, daß hier mit einem Schlage viele junge Leben vernichtet waren. Sie fühlten die Trauer um die Kameraden und gleichzeitig unbewußt die Freude, daß es ſie n o ch nicht getroffen hatte . . . Sie wandten den Blick nach der Unglücksſtelle und ſchauderten. Da ſahen ſie die Erde geöffnet wie einen Trichter. Rings am Rande lagen menſchliche Körper und Teile davon. Hier reckte ſich ein Arm wie anklagend zum Himmel, und dicht daneben griff ein anderer nach ihm, als wolle er ihn daran hindern . . . Hier lag ein Rumpf, der ſich in Zuckungen wand, aber ihm fehlten die Beine und der Kopf. Dort ſtarrten große, irrſinnige Augen zu ihnen herüber und ein krampfhaft weitgeöffneter Mund ſchien gräßliche Flüche in die Luft zu ſchleudern . . . Es war ein Bild der Zerſtörung und des größten Jammers.

Aber nun kroch aus der Tiefe eine menſchliche Geſtalt, die man nicht kannte. Um den ſchmalen Kopf hing das Haar wirr und zerrauft. Vorn an den Schläfen war es weiß und weiter hinauf grau bis über den Hinterkopf hinweg. Aber von da aus bis in den Nacken zog ſich eine breite rote Schwiele. Da ſah man, daß das Haar verbrannt war, bis auf die Haut . . .

An der Stelle der Zerſtörung war der Unteroffizier Hermann Berndt der einzige Überlebende . . .

* * *

In der Nacht kamen die Pioniere. Sie begruben die Toten, wo ſie gefallen waren, und räumten die Erde hinweg und ſchaufelten ſie in die große Öffnung. Zuletzt ſtellten ſie den Schützengraben wieder her, daß er war wie zuvor.

Als die Reſerven heranmarſchierten, wurden ſie von dem Unteroffizier Berndt erwartet. Er trug um den Hinterkopf einen dicken Verband. Sonſt hatte ſich an ſeinem Äußeren nichts verändert. Aber die Augen waren wie unter einem Schleier und ſahen ziellos ins Weite . . .

Junge, kräftige Geſtalten ſchoben ſich in den Graben, und etliche lachten und ſcherzten. Die Uniformen waren neu und ſauber, die Körper gepflegt und friſch.

Alle ſahen verwundert auf den Unteroffizier, der ausſah wie ein alter Mann. Sie wußten nicht, daß er kaum älter war als etliche von ihnen.

„Das iſt mein Platz!“ rief da plötzlich eine laute, ſcharfe Stimme; „der iſt für mich reſerviert!“

Der Unteroffizier wandte ſich langſam um. Wie er den großen, breiten Soldaten ſah, der einen anderen rückſichtslos zur Seite ſchob, erſchrak er heftig. War er noch betäubt oder im Fieber? Er faßte ſich an den Kopf.

Da drehte ſich der rieſige Soldat herum und ließ die Augen im Graben entlangwandern. Wie ſie auf den Unteroffizier trafen, geſchah es gleichgültig, orientierend. Sie wanderten weiter und kehrten abermals zurück. Diesmal blieben ſie forſchend auf dem ernſten Vorgeſetzten haften. Dann ſchüttelte der Soldat den Kopf und ſagte vor ſich hin: „Es iſt unmöglich. So ſchnell kann der Menſch nicht alt werden!“

Aber die Augen kehrten immer wieder zu dem Unteroffizier zurück.

Da wußte der, daß ihn kein Traum narrte.

Er ſah ſich um, als erwartete er etwas zu ſehen, was ihn nicht losließ, bei Tag und Nacht . . .

Vom anderen Graben kam eben der Feldwebel gebückt herangeſchlichen. „Unteroffizier Berndt“, ſagte er leiſe, „nun iſt die Prüfung hier zu Ende. Um elf Uhr geht's zum Sturm!“

Und dann kam der Augenblick, da es wie Fieber in die Glieder fährt. „Das Bajonett pflanzt auf!“ ging es durch den Graben. „Leiſe machen, nicht klappern!“ kam es mahnend hinterher.

Die Säbel flogen aus der Scheide und wurden mit zitternden Händen auf das Gewehr geſteckt. Wo trafen ſie hin? Ging es auf Menſchen, die waren wie ſie und

ſie mit gleichen Waffen erwarteten? War der Feind ſchneller oder drang die ſcharfe Spitze in ſeine Bruſt? Lenkte der Zufall, wen es traf, oder kam ein Anderes, Unſichtbares zu Hilfe?

Alle fühlten, daß, wenn ſie über den Rand des Grabens hinaus waren, eine unbekannte Macht ſie in ihre Arme nahm und führte.

Wohin?

Zum Leben oder in den Tod. Eins von beiden. Eine dritte Möglichkeit gab es nicht . . .

Da fügten ſich die Hände ineinander. Unzählige Gebete ſtiegen zum Himmel.

Einer aber ſtarrte mit ſonderbar flackernden Blicken auf die verſchlungenen Hände der Betenden und die ſich langſam bewegenden Lippen.

Er biß die Zähne aufeinander, daß es knirſchte, und ballte die Hände wie im Krampf.

So ſteht ein Menſch da, wenn die Todesangſt in ſein Herz kriecht. Wenn er Abſchied nehmen muß von allen Dingen, die er liebt.

Der hier ſo ſtand, war der rieſige Soldat . . .

Dann kam der Sturm.

Sie ſchwangen ſich über den Graben und waren in Gottes Hand . . .

Keiner wußte etwas von dem anderen. Alle ſtarrten geradeaus und liefen und liefen . . .

Manchmal fuhr einer in die Höhe, wie zum Sprung. Aber dann fiel er ſtürzend nieder und blieb ſteif liegen.

Dann ſchloſſen die anderen ſich wieder enger zuſammen und liefen weiter . . .

Der Atem kam keuchend aus der Bruſt und das Herz zuckte wild.

Da fiel wieder einer. Ganz lautlos, als wenn nichts ſei, ſank er auf den Acker nieder.

Hinter ihm kam der große, breite Soldat. Er ſprang geduckt und verhalten.

Nun ſeine Deckung fort war, traf es auch ihn bald. Aber er ſchrie auf, wie ein weidwunder Hirſch.

Soviel Leben gab ſich nicht kampflos.

Die anderen liefen ohne Beſinnung . . .

Wer es überſtand, den erwartete das Schwerſte.

Einem Menſchen den blanken Stahl in die Bruſt ſtoßen, daß das Blut im Bogen ſpritzt, das iſt ein ſchlimmes Werk.

Aber wer es tut, iſt im Wahn. Er ſieht nichts vor Augen, als verzerrte Geſichter und Augen, die vor Mordgier funkeln. Da reißt es ihn hin. Mitten durchs Herz fährt die Waffe, daß der Getroffene die Arme ausbreitet, ſo weit es geht. Dann ſinkt er langſam zuſammen.

Und ein anderer hebt den Kolben und ſchwenkt ihn über den Kopf. Da ſieht er unter ſich ein Geſicht, das in heißem Haß zu ihm emporſtarrt. Er ſieht ganz deutlich, daß der nächſte Augenblick entſcheiden wird, wer von beiden weiterlebt. Da faßt er das Gewehr feſter, ſo feſt, daß es ihn ſchmerzt, und dann läßt er es auf das Geſicht herniederfallen mit ganzer Kraft.

Er ſieht, wie das weiße Geſicht im Nu rotgefärbt iſt, wie die Mütze darüber. Er ſieht es und ſagt, das iſt d e i n Werk!

Die Zähne knirſchen aufeinander, daß es kracht. Er ſieht ſich um wie toll. Da taucht ein zweites Geſicht vor ihm auf, das den gleichen Ausdruck zeigt, wie das von vorhin. Wieder überkommt ihn eine maßloſe Wut und er ſchlägt zu.

So raſt er weiter, bis kein Feind mehr lebt. Dann erwacht er und ſieht die Kameraden und erkennt ſie . . .

Sie ſinken einander in die Arme und beten . . .

Das iſt der Sturm . . .

Da liegt einer an der Grenze zwiſchen Wirklichkeit und Wahnſinn. Er ſieht den blauen Himmel über ſich, der rein iſt, wie ein weiter See. Aber es flimmert vor ſeinen Augen und es tanzen ſchwarze Punkte dazwiſchen, daß er den Kopf ängſtlich wendet.

Und nun ſieht er, daß da etwas herankriecht, wie ſein Verhängnis ſelbſt.

Er hebt mühſam die Hand und fährt über die Augen. Dann ſtarrt er wieder nach der Seite.

Es iſt der große Soldat, der da herankommt, und wo er kroch, zeichnet ſich eine breite rote Spur.

Er weiß und merkt, daß es zu Ende geht, aber es treibt ihn vorwärts in heißer Haſt.

Nun liegt er neben dem anderen, der den Kopf abwendet und das Geſicht ſchmerzlich verzieht.

Seine Todesſtunde hatte er ſich friedlicher gedacht . . .

Nun iſt der Kampf um ihn und in ihm . . .

Aber wenn jetzt der Himmel einſtürzt oder die Erde ſich zu ſeinen Füßen öffnet, ſo vermag er ſich nicht zu rühren.

Da denkt er: „Womit habe ich das verdient?“

Er ſpürt ein Rucken an ſeinem Arm und weiß, daß zwei Augen auf ſein Geſicht ſtarren. Er fühlt, daß der andere etwas ſagen muß, ehe er ſtirbt. Aber er denkt: „Weil ich vielleicht eher ſterbe als er, will ich es nicht wiſſen. Iſt es ſo, wie ich denke, ſo mag Gott ihr verzeihen; iſt es aber anders, ſo iſt es nun zu ſpät . . .“

Da ſagt der andere mit keuchender Stimme:

„Unteroffizier Berndt, ich muß ſterben!“

Der Unteroffizier rührt ſich nicht.

„Aber ich *will* nicht ſterben. Du mußt mich hören, Berndt. Du *mußt*!“

Wieder rührt ſich der Unteroffizier nicht. Nur die Augen ſchließt er. Es iſt ihm, als könne er ſo abwehren, was der andere ihm ſagt. Aber das iſt nicht ſo. Seine Sinne ſind geſchärft, und jedes Wort dringt in ſie hinein, wie der Rauch in die kleinſte Spalte.

Der andere ſtöhnt. „Es iſt gleich aus“, ruft er mit heiſerer Stimme, „und nun muß ich mich eilen. Deine Frau —“

Das Wort trifft den Unteroffizier wie ein Peitſchenſchlag. Er wendet den Kopf ſo ſchnell, daß es ihn ſchmerzt.

„Was willſt du von meiner Frau?“ fragt er zornig und atemlos.

Etwas wie ein Lächeln fliegt über die ſchmerzverzerrten Züge des großen Soldaten. „Nun nichts mehr, Berndt“, ſagt er leiſe.

Da rafft ſich der Unteroffizier auf. Er erhebt ſich und ſtützt den Kopf ſchwer in die Hand, daß der Arm in die weiche Erde dringt. Er beugt ſich dicht über den Sterbenden und ſucht das fliehende Leben mit Gewalt feſtzuhalten. „Wenn er nur jetzt nicht ſtirbt“, denkt er, „nur jetzt nicht!“

„Und haſt du früher etwas gewollt —“, er machte eine Pauſe, um ſeine Erregung niederzuzwingen. „Und haſt du das von ihr erhalten?“

Die Augen des großen Soldaten gingen langſam im Kopfe herum. Die Pupillen verſchwanden und das Weiße trat an ihre Stelle.

Da kam die letzte Kraft über den Unteroffizier. Er rüttelte den Sterbenden und ſchrie ihm ins Ohr:

„Du weißt wohl, daß ich nicht ſterben kann, bevor du es mir ſagſt. Haſt du von ihr erhalten, was du wollteſt? Du mußt es mir ſagen, du mußt!“

Da hob ſich die Bruſt des andern unter einem ſchweren Atemzuge. Die Augen bekamen auf einen Augenblick ihre frühere Klarheit. Leiſe, daß es der andere kaum hörte, ſagte er:

„Du warſt ein Tor, Berndt. Deine — Frau — — hat keinen — — gewollt . . . Mich nicht — und keinen — — — du warſt . . .“

Die Stimme erſtarb. Der Körper hob ſich, daß er faſt ſaß. Einen Augenblick verharrte er in dieſer Stellung, dann fiel er dumpf nieder.

Da legte der Unteroffizier seinen Kopf auf die breite Brust des Toten und dann schwanden ihm die Sinne ...

Wie die beiden am Abend gefunden wurden, sagte der Feldwebel: „Unteroffizier Berndt hat einen sanften Tod gehabt. Er lächelt. So möchte ich wohl auch einmal sterben!"

Er wußte nichts von dem Kampf, der diesen Körper erschüttert hatte, bis an den letzten Augenblick ...

Kriegsgefangen

Durch das kleine, vergitterte Fenſter fiel das Tageslicht ſchräg in den engen Raum. Nur der Tiſch mit den zwei derben Holzſtühlen, die in die Mitte gerückt waren, wurden von dem hellen Streifen getroffen, ſonſt herrſchte ein fahles Dämmerlicht.

Der kriegsgefangene Leutnant von Wachow ſaß ſchreibend am Tiſche. Oft ließ er die Feder ſinken und ſah ſtarr vor ſich hin. Ein ſchmerzlicher Zug lag auf dem ſchmalen Geſicht, das drei Monate Kriegserlebniſſe für immer gezeichnet hatten.

Die Vorgänge am Tage ſeiner Gefangennahme durch die Ruſſen beſchäftigten ſeine Gedanken unabläſſig. Er ſah ſich an der Spitze ſeines kleinen Zuges über das mit leichtem Schnee bedeckte Feld traben. Dort, kaum ſechshundert Meter entfernt, war ein kleines, dichtes Gehölz, das erkundet werden ſollte. Der Hufſchlag der Pferde war auf dem weichen Boden kaum vernehmbar, aber deutlich hörte man das Knarren der Sättel und das Klappern der Säbel und Lanzen. War das Gehölz von den Ruſſen beſetzt, ſo mußten die Reiter ein ſicheres Ziel bieten, und dann war ihr Los entſchieden. Aber zwecklos wollten ſie ſich nicht opfern. Der Leutnant gab das Zeichen und ſprengte dann in ſauſendem Galopp auf die Spitze des Waldes zu. Da war es dem Führer, als bewegten ſich zwiſchen den kahlen Zweigen

dunkle Schatten. Das war bedenklich. Waren es Ruſſen, ſo hatte die Patrouille aufgehört zu leben. Denn bis der erſte Reiter die Waldſpitze erreicht haben konnte, vergingen koſtbare Sekunden.

Das Fieber der Erregung kroch ins Gehirn. Stürmiſch klopfte das Blut und die Augen wollten aus den Höhlen dringen. Das war der Augenblick, der über Tod und Leben entſcheiden ſollte. Und wenn er auch in dieſem Kriege faſt täglich an den einzelnen herantrat, die Spannung war immer die gleiche . . . Der Trieb, zu leben und die Gier, den Gegner zu überwinden, ließen ſich nicht unterdrücken . . . Auch nicht der eiſerne Zwang zur Selbſtbeherrſchung vermochte die fieberiſche Haſt zu zügeln.

Da knackte es plötzlich ganz eigentümlich. Einmal, zweimal und nun immer wieder . . . Wie das Ticken einer Wanduhr war es dem, der es noch hörte. Aber das war nur der Leutnant. Er war der einzige, der im Sattel blieb. Plötzlich ſtürzte ſein Pferd. Da hörte das Knacken auf und es wurde einen Augenblick ſtill. Das Pferd regte ſich nicht mehr, und der Leutnant lag keuchend unter ihm. Aber da drehte ſich alles um ihn im Kreiſe und vor ſeinen Augen tanzten rote Feuerkugeln, die Sinne ſchwanden ihm und mit einem Seufzer ließ er den Kopf ſinken . . . Das war das Ende ſeiner Freiheit . . .

Der Leutnant ließ die Augen in dem kahlen Raume umherwandern. Die Wände waren grau getüncht und machten einen unſäglich nüchternen Eindruck. Da, wo die ſchmale eiſerne Bettſtelle ſtand, war die Wand mit

ruſſiſchen Schriftzeichen dicht bedeckt. Leutnant von Wachow verſtand die Sprache nicht. Aber jedenfalls hatten die Vorgänger ihrem Schmerze oder Zorne hier Ausdruck gegeben. Die Empfindungen des Herzens ſind ja bei allen Menſchen gleich, nur die Ausdrucksweiſe iſt verſchieden.

Es klopfte. Der Leutnant rührte ſich nicht. Das war ja nur der ſchweigſame, rieſige Soldat, ein älterer Unteroffizier, ſein Wärter. Er trat behutſam in die Zelle und zog die Tür hinter ſich zu. Aber er kam nicht wie ſonſt an den Tiſch, um den Waſſerkrug zu holen. Still blieb er an der Tür ſtehen und wartete ab, bis der Leutnant ſich zu ihm wandte. Der ſah ſich nun neugierig um. Was wollte der ſchweigſame Wächter von ihm, daß er ihn ſo geheimnisvoll anſah? Schade, daß man die Sprache nicht verſtand, es wäre immerhin intereſſant, die Gedanken eines Mannes aus dem ruſſiſchen Volke kennen zu lernen.

Da ſagte der Unteroffizier plötzlich leiſe:

„Erſchrecken Sie nicht, Herr Leutnant, ich bringe eine böſe Nachricht!“

Leutnant von Wachow ſah den Mann in höchſtem Erſtaunen an.

„Wer ſind Sie?“

Der Unteroffizier nahm Haltung an. „Unteroffizier der ruſſiſchen Armee, Herr Leutnant, aber — wenn ich es ſein darf — Ihr Freund.“

„Und Sie ſprechen das Deutſche fließend? Aber bisher waren Sie doch ſtumm?“ fragte der Leutnant immer noch faſſungslos.

„Ich wollte mich und Sie nicht verraten, ſolange es nicht ſein mußte. Aber nun kann ich nicht länger ſchweigen. Noch einmal, Herr Leutnant, erſchrecken Sie nicht: eine böſe Nachricht iſt es, die ich bringe.“

Der Leutnant legte die Feder hin. „Was iſt es? Reden Sie ohne Schonung; ich bin auf alles gefaßt.“

Der Unteroffizier trat zögernd an den Tiſch heran. Ein kurzer Kampf ſpiegelte ſich in ſeinen Mienen, dann aber ſagte er kurz und leiſe: „Morgen früh ſollen Sie nach Sibirien verſchickt werden, Herr Leutnant —“

Der Leutnant zuckte zuſammen. Jetzt, mitten im Winter, nach Sibirien? Weite kahle Schneefelder ſtanden vor ſeinem Blick und fröſtelnd zog er die Schultern ein. Die Geſundheit hatte unter dem Sturz und der langen Gefangenſchaft gelitten. Die Glieder waren kraftlos und abgeſtorben. Das Herz ſchlug ſchwach und unregelmäßig. In dieſem Zuſtand ein langer Transport durch Schnee und Kälte: das war der Tod. Dieſe Gewißheit vor Augen, ſchien ihm das Leben, das er in den letzten Wochen gern dahingegeben hätte, mit einem Male köſtlich und begehrenswert. Er ſah mit heißen Augen auf den Wärter.

„Aber Sie werden n i c h t dorthin gehen“, fuhr der Unteroffizier in ſeiner leiſen, aber beſtimmten Weiſe fort. „Heute abend bringe ich Ihnen Zivilkleider und darin finden Sie die Adreſſe eines Mannes, der für Sie einſtehen wird auf Tod und Leben. Es iſt ein Deutſchruſſe, wie ich.“

„Und was wird aus Ihnen?“ fragte der Leutnant, in dem ſich die Hoffnung mächtig regte.

„Ohne Sorge, Herr Leutnant. Sie werden mich feſſeln und ich will gern ſtillhalten. Sie haben mich überwältigt, werde ich zu meiner Verteidigung angeben, wenn man mich ſo findet.“

Der Leutnant maß den rieſigen Mann mit zweifelnden Blicken. Seine Geſtalt nahm ſich daneben faſt dürftig aus. Er ſagte abwägend: „Nein, Unteroffizier, das geht nicht. Man wird Ihnen nicht glauben.“

Der Unteroffizier richtete ſich auf. „Man muß“, ſagte er. „Und wenn nicht —“

„Nun, und dann? Was wird dann aus Ihnen?“ unterbrach ihn der Leutnant.

„Dann will ich die Folgen gern tragen“, ſagte der Wächter langſam. „In dem Bewußtſein, einem Deutſchen genützt zu haben, wird mir das leicht.“

Der Leutnant erhob ſich. „Laſſen Sie mir Zeit, mein Freund, ich will es überlegen, ob ich den Dienſt annehmen darf.“ Er reichte dem Wächter die Hand, die der feſt drückte.

„Wenn es dämmert, bringe ich die Sachen, Herr Leutnant. In zehn Minuten iſt dann alles geſchehen. Sie ſind der Barbier, der die Soldaten raſiert hat. Für Sie iſt keine Gefahr.“

Der Leutnant war allein. Eine Welt von Empfindungen durchtobte ihn. Nach wochenlangem Ausharren unter den ſchmählichſten Verhältniſſen, dicht vor dem ſicheren Tode in den Schneefeldern Sibiriens, kam plötzlich die Freiheit und pochte verlockend an ſeine Tür. Ruhelos ſchritt er in ſeiner Zelle auf und ab. „Es wäre grauſam“, dachte er, „wenn alles Hoffen und die

Freude vergebens ſein ſollten. Aber was kann und wird mich hindern, den Plan auszuführen?“ Und wie er dies dachte, wußte er mit Beſtimmtheit, daß nichts imſtande ſei, ſeinen aufgeſtachelten Freiheitsdrang aufzuhalten. Er traf alle Vorbereitungen zu ſeiner Flucht mit ſtürmiſcher Haſt und dennoch ſah er fortwährend ungeduldig auf die Tür, die ſich ihm nun bald öffnen würde.

Bald füllte ſich die Zelle mit Schatten, die immer länger wurden, und frohlockend ſtellte der Leutnant feſt, daß er kaum noch die Hand unterſcheiden konnte, wenn er ſie zum Fenſter hob. Aber mit jeder Minute wuchs ſeine Ungeduld und zuletzt vermochte er kaum noch zu ſchweigen. Es trieb ihn etwas, ſein Verlangen nach Freiheit laut herauszurufen, jedoch bewahrte ihn der Gedanke, daß dann alles umſonſt ſei, vor dieſer Unbeſonnenheit.

Und dann klangen draußen plötzlich Schritte. Sie kamen näher und hielten vor ſeiner Zelle an. Nun wurde der Schlüſſel umgedreht und die rieſige Geſtalt des Wächters ſchob ſich hinein. Er legte die Finger auf die Lippen und nickte bedeutſam. Dann zog er einen großen Pack hinter ſeinem Rücken hervor und legte ihn an der Tür nieder. „Nun ziehen Sie ſich um“, flüſterte er, „in zehn Minuten bin ich wieder hier. Wir haben Glück; der Poſten draußen hat reichlich getrunken. Er wird ſorglos ſein, wie das ſein Zuſtand mit ſich bringt.“

Der Mann war verſchwunden. Mit zitternden Händen öffnete der Leutnant das Paket und nahm die Sachen heraus. Ein brauner Anzug lag darin und die

Stricke. Im Nu hatte der Leutnant von Wachow seine Kleider abgestreift und dann in banger Erwartung die anderen angelegt. Obwohl sie reichlich weit waren, konnte es zur Not gehen. Jedenfalls hatte der Wächter schon lange den Plan vorbereitet und alles bedacht. Des Leutnants Blicke fielen auf die Stricke, die neu und stark waren. Es kam ihm absonderlich vor, daß er damit den Mann, der ihm den größten Dienst seines Lebens erwies, fesseln sollte. Aber es blieb kein anderer Ausweg und der Wächter hatte es selbst gewollt.

Die Tür wurde lautlos geöffnet und mit behutsamen Schritten, die man diesem Riesen nie zugetraut hätte, kam er in die Zelle. Auch sein Gesicht sah in dem fahlen Dämmerlicht erregt aus und der Atem kam stoßweise aus seiner Brust.

„Sind Sie fertig, Herr Leutnant?“ fragte er leise.

„Ja“, gab der Leutnant ebenso zurück. Plötzlich fiel ihm etwas ein. „Sind Sie verheiratet?“ fragte er.

„Ja“, sagte der Wächter leise.

„Haben Sie auch Kinder?“

„Vier.“

Der Leutnant zuckte entmutigt die Achseln. „Dann geht es nicht“, sagte er. „Man wird Ihnen nicht glauben, daß ich Sie überwältigt habe. Sie sind ein Riese gegen mich.“

Der Wächter wurde ungeduldig. „Niemand wird wissen, wie Sie aussahen, denn ich habe Sie allein bedient.“

„Es geht dennoch nicht“, sagte der Leutnant, „denn mein Signalement liegt auf dem Bureau. Dort wird

man leicht feſtſtellen, daß es mir unmöglich war, Sie zu überwältigen. Und wiſſen Sie, was Ihnen dann bevorſteht?"

„Ja. Ich werde erſchoſſen."

„Dann haben die vier Kinder keinen Vater mehr. Nein, mein lieber Freund, das geht nicht; ich muß hierbleiben."

Der Wächter trat ganz dicht an den Leutnant heran. „Haben Sie auch bedacht, Herr Leutnant, daß Sie dann morgen auf dem Wege nach Sibirien ſind?"

Durch die Geſtalt des Leutnants ging ein leiſes Beben. Noch einmal wachten die verlockenden Bilder in ſeiner Seele auf, noch einmal drohte der Freiheitsdrang ihn hinzureißen. Aber entſchloſſen ſchüttelte er alles von ſich und mit beherrſchter Stimme ſagte er:

„Ich habe alles bedacht, Unteroffizier. Aber es muß ſo bleiben, wie ich geſagt habe. Wenn ich gehe, vernichte ich Sie. Hätten Sie nicht Frau und Kinder, würde ich dennoch nicht zögern. So geht es nicht."

„Es wird Ihr Tod ſein!" rief der Wächter dumpf aus.

Der Leutnant neſtelte an den Knöpfen ſeines Anzuges. Um ſeinen Mund grub ſich eine tiefe Falte ein. „Mag es ſein, mein Freund", ſagte er langſam, „niemand iſt Herr ſeines Geſchickes. Daß ich aber um den Preis meines Lebens der Mörder eines Vaters von vier Kindern werden ſollte, das wird nicht geſchehen." Er legte den Anzug, der ihm die Freiheit bringen ſollte, in die Kiſte zurück und trat an den Tiſch. Hier ließ er

ſich ſchwer auf einen Stuhl fallen und bedeckte die Augen mit der Hand . . .

Der Unteroffizier ſtand ratlos und zögernd an der Tür und ſtarrte auf den Offizier. „Was ſoll ich tun", murmelte er, „was ſoll ich tun? . . ."

„Geh, lieber Freund, laß mich allein", ſagte der Leutnant mit ſchwacher Stimme. „Es kommt jemand."

Draußen klangen Schritte. An der Zelle hielten ſie an, als wolle der Kommende hier herein. Nach kurzem Zögern ging er weiter. Da legte der Wächter ſtill die Kleider in die Kiſte zurück und ſchnürte ſie zu. Dann erhob er ſich, trat zögernd an den Leutnant heran und ſagte leiſe: „Wir ſehen uns nicht mehr, Herr Leutnant, denn morgen früh um ſechs Uhr werden Sie abgeholt. Möge Sie Gott behüten!"

„Leb' wohl, lieber Freund", ſagte der Leutnant. Dann ſah er dem leiſe Davongehenden mit einem langen Blick nach . . .

Soldaten

Schon im Dorfe gingen sie sich gern aus dem Wege. Aber sie belauerten einander und ließen sich von guten Freunden gegenseitig über ihr Tun berichten.

Keinem war es gelungen, das Mädchen zu gewinnen. Auch kein anderer Bursche konnte sich rühmen, mehr als freundliche Worte mit ihm gewechselt zu haben. Es wäre ihm wohl auch schlecht bekommen, denn die beiden, der Johann Ziegler und der Karl Arndt, standen da im Wege wie zwei Warnungstafeln vor einem gefährlichen Grund.

Übrigens hätte schon das Verhalten des Mädchens selbst auch den Zudringlichsten abgehalten. An der freundlichen Ruhe und Festigkeit ihres Wesens scheiterten alle Versuche.

Es gehörte schon die große Phantasie eines verliebten jungen Menschen dazu, um des festen Glaubens zu sein, daß er allein Eindruck auf die Spröde mache. Aber Johann Ziegler und Karl Arndt w a r e n jung, und beide glaubten sie fest an ihren Erfolg.

Es war aber klar, daß sie einander die Schuld gaben, wenn es noch nicht zur Aussprache gekommen sei. Solange sie umeinander herumschlichen, fühlten sich beide beengt und unfrei und keiner wagte die erlösende Frage an das Mädchen.

Johann Ziegler war groß und sehnig. Karl Arndt um einen Kopf kleiner, aber sicher nicht schwächer. Beide

zuſammen und Freunde, hätten dem Dorf den Herren gezeigt. Aber auch jeder für ſich in verſchiedenen Orten, hätte ſeine Gemeinde gehabt und geführt. In getrennten Lagern an einem Ort, wurde ihre Kraft neutraliſiert. Das kam den anderen Burſchen zugute.

Aber an den Gegenſtand ihrer Wünſche ließen beide nicht rühren.

Der Vorſitzende der Erſatzkommiſſion hatte entſchieden Sinn für Humor, als er die beiden Feinde zu einem Regiment aushob. In der Folge fügte das Geſchick es ſo, daß beide zu der gleichen Kompagnie und, um dem Witz die Krone zu geben, in das gleiche Zimmer kamen.

Da waren ſie die Quelle ſtiller Heiterkeit der Stubengenoſſen.

Menſchen aus einem Dorf, ja aus der unmittelbaren Nachbarſchaft, die taten, als ſeien ſie ſich nie im Leben begegnet, die gab es nicht oft.

Niemand konnte ſich entſinnen, geſehen zu haben, daß einer das Wort an den anderen richtete. Sie wichen einander aus, wie die Nacht dem Tag.

Aber dennoch war niemals jemand beſſer über das Tun und Laſſen eines Menſchen unterrichtet, als Johann Ziegler und Karl Arndt gegenſeitig über ſich.

Dabei wollte es einer dem anderen im Dienſte zuvortun, und da es keinem gelang, den anderen zu überflügeln, wurden beide gute Soldaten.

Einmal ſtand Johann Ziegler in ſeiner beſten Uniform fertig zum Ausgehen im Zimmer. Um den Unterarm trug er einen ſchwarzen Flor. Ein Teil der Stuben-

genoſſen kam vom Gefechtsſchießen, bei ihnen war Karl Arndt.

„Wo gehſt du hin?“ fragte der immer neugierige kleine Walter Schmidt.

Ziegler bückte ſich gerade, um einen Manſchettenknopf aufzuheben. „Eine Tante von mir iſt geſtorben“, ſagte er. „Ich fahre nach Hauſe. Drei Tage Urlaub hat mir der Chef gegeben.“

Karl Arndt verfärbte ſich. Er drehte ſich um und ging mit ſchweren Tritten aus dem Zimmer . . .

Bald darauf hätte Johann Ziegler Urſache genug gehabt, ſtolz auf ſeinen Landsmann herabzublicken. Er war Gefreiter geworden juſt an dem Tage, als Karl Arndt in Arreſt geführt wurde.

Seinen Nebenbuhler allein in die Heimat fahren laſſen, konnte und durfte der nicht. Der Urlaub wurde ihm verweigert, weil er keine ausreichende Begründung hatte. Da fuhr er heimlich. Nicht eine Stunde früher kam er zurück, als Ziegler. Acht Tage Mittelarreſt waren eine milde Sühne.

Am erſten und zweiten Tage war wirklich etwas wie Schadenfreude in den Mienen Zieglers. Danach wurde er nachdenklich. Er fühlte ſich unbehaglich, weil er ſich nicht mehr beobachtet wußte. Es fehlte ihm etwas, das ihm zur Gewohnheit und darum unentbehrlich geworden war. Ganz hilflos kam er ſich vor und nachts floh ihm der Schlaf.

Der neugierige kleine Schmidt ſagte eines Mittags zu ihm: „Es iſt ſchade um Karl Arndt. Das hätte er nicht tun dürfen.“

Johann Ziegler ſah über ihn fort: „Das iſt ſeine Sache“, ſagte er gleichgültig.

„Haſt du ihn denn zu Hauſe geſehen?“ fragte Schmidt.

„Nein“, ſagte Ziegler. Es ſah aus, als ſei ihm dieſe Unterhaltung läſtig.

Der kleine Schmidt war nicht nur neugierig, ſondern auch zähe. Er fragte weiter: „Morgen ſind doch wohl die acht Tage um?“

„So?“ fragte Ziegler zurück.

„Nun muß ſich Arndt ſehr in acht nehmen“, fuhr Schmidt fort. „Wenn einer erſt einmal da drinnen war, wird es ihm ſchwer, gut vorbeizukommen.“

„Das mag jeder mit ſich abmachen“, gab Ziegler gleichgültig zurück. „Ich für meinen Teil brauche wenigſtens keinen Vormund.“

„Na warte“, dachte der kleine Schmidt, „dein Hochmut ſoll dir gleich vergehen!“ Laut ſagte er zu Ziegler: „Das iſt nun ſchon der zweite Brief, den Karl Arndt von dem Mädchen bekommen hat. Iſt das ſeine Braut?“

Johann Ziegler fuhr herum. „Es gibt viele Mädchen“, ſagte er mit erkünſtelter Ruhe.

„Ja doch“, fuhr der kleine Schmidt fort, „ganz gewiß. Aber du weißt wohl, daß ich die Gertrud Richter meine, die zwei Häuſer von deinen Eltern wohnt.“

„So, die meinſt du?“ fragte Ziegler ſcheinbar ruhig. „Ich wußte nicht, daß ſie dem Arndt geſchrieben hat.“

Schmidt trat ganz dicht an den Gefreiten heran. „Es muß wohl seine Braut sein. Schickt sonst ein Mädchen jemand gepreßte Blumen, wenn es nichts damit sagen will?“

„Man sollte es wohl nicht glauben“, sagte Ziegler mit beherrschter Stimme. „Aber hast du die Briefe gesehen?“

„Ganz gewiß“, rief Schmidt triumphierend aus. „Karl Arndt hat sie mir gezeigt. Er ist wohl sehr stolz darauf.“

Johann Ziegler schwieg.

Nach einer Weile fing der kleine Schmidt wieder an:

„Wenn Karl Arndt sich man nur gut hält, dann wird er das Mädchen wohl bald heiraten, wenn er im Herbst freikommt.“

„Er hat sie noch nicht“, sagte Ziegler, „und es kann noch allerhand dazwischen kommen.“

Schmidt lachte kichernd. „Ich glaube gar, du gönnst sie ihm nicht“, rief er.

Johann Ziegler trat dicht an den kleinen Schmidt heran. Er legte ihm die Hand auf die Schulter, daß der zusammenzuckte, und sagte dann eisig:

„Es hat ja wohl jeder mit sich zu tun, mein Lieber. Überhaupt mag ich das Ausfragen nicht. Aber dem Arndt kannst du ruhig erzählen, daß schon mancher etwas gewollt hat, worauf ein anderer genau so viel Recht hatte. Da mußte dann einer natürlich ablassen.“ Ziegler reckte sich auf. Dann fuhr er fort: „Du kannst ihm auch

noch ſagen, daß er die Gertrud Richter nur heiraten darf, wenn *ich* es will. Aber ich *will* nicht. Das kannſt du ihm wohl ſagen, ja.“

* * *

Krieg!

Ein böſes Wort. Die Geſchicke einzelner Menſchen ſind nichts mehr, wenn die eiſernen Würfel fallen.

In Gewaltmärſchen waren die deutſchen Truppen vorgerückt. Nun ſtanden ſie noch einen Tagesmarſch von Paris entfernt. Da erhielt der Oberbefehlshaber die Kunde, daß die Franzoſen die Armee zu umklammern verſuchten. Er gab den Befehl zum Rückzug.

Es waren heiße Tage in jeder Beziehung. Die Sonne brannte vom Himmel, daß den Soldaten die Zunge am Gaumen klebte. Trotzdem perlte der Schweiß an der heißen Stirn und vor den Augen tanzten rote Feuerbälle. Der Atem ging keuchend, und die Laſt von Torniſter und Gewehr wurde ſchwerer mit jeder Minute.

Da ſank mancher Krieger lautlos am Wege nieder, um nie mehr aufzuſtehen. Wenn er auf der Stelle ſtarb, war ſein Geſchick ihm gnädig. Was ſpäter hinter ihm herankam, war ſchlimmer.

Ein Infanterieregiment hatte ſchon ſchwer im Feuer gelitten. Die Reihen waren ſehr gelichtet. Die Erſchöpfung griff nun auch auf die Offiziere über, deren eiſerne Willenskraft erſchlaffte. Zuerſt ergriff es die vollblütigen, dicken Menſchen; die ſchmalen, ſehnigen hielten aus bis zuletzt.

„Es geht nicht mehr weiter“, ſagte der Adjutant zu dem Regimentskommandeur, „Herr Oberſt müſſen halten laſſen!“

Der Oberſt reckte ſich auf. Aus ſeinen Augen blitzte eiſerne Willenskraft. „Wenn wir halten, bleiben wir liegen“, ſagte er; „niemand wird die erſchöpften Mannſchaften nachher bewegen können, weiterzumarſchieren. Aber in zwei Stunden ſind die Franzoſen da.“ Der Oberſt ſah dem Adjutanten feſt in die Augen. „Wollen wir das ganze Regiment opfern, Herr Oberleutnant, oder ein paar hundert Leute? Ein Drittes gibt es nicht!“

Der Adjutant ſenkte den Kopf. „Nein, Herr Oberſt haben recht. Ein Drittes gibt es nicht. Alſo müſſen wir aushalten und marſchieren.“

„Wir müſſen durch“, ſagte der Oberſt. „Was liegt, bleibt liegen!“

Aus dem zweiten Zuge der erſten Kompagnie löſte ſich eben wieder ein Soldat. Mit taumelnden Schritten ging er an den Wegrand und ſank dort nieder.

„Wer iſt es?“ fragte der Leutnant, ſich halb umwendend.

„Der Musketier Karl Arndt“, rief der Unteroffizier zurück.

Der Gefreite Johann Ziegler, der am Flügel ſchritt, raffte ſich auf. Was war das? Hatte er recht gehört? Er lauſchte angeſtrengt.

Dicht hinter ihm ſchritt der kleine Schmidt. Trotzdem er ſchmal und ſchmächtig war, ertrug er die fürchterlichen Strapazen verhältnismäßig leicht. Er ſtieß den Gefreiten in die Seite und ſagte:

„Haſt du es gehört?“

„Was willſt du?“ fragte Ziegler zurück.

„Du haſt wohl gehört, daß Karl Arndt jetzt am Wege liegt. Den ſieht keiner mehr!“ antwortete der kleine Schmidt.

Ziegler wandte den Kopf zur Seite. Es ſchien, als wolle er etwas ſagen. Aber er ſchwieg.

„Du haſt wohl gehört, daß Karl Arndt jetzt am Wege liegt. Den ſieht keiner mehr!“ Hatte es der andere geſagt oder waren es ſeine Gedanken? Er wußte es nicht. Wie im Traum ging er dahin.

„Du mußt das dem Mädchen ſchreiben“, fing der kleine Schmidt wieder an. „Aber ſie wird es ſchwer tragen.“

Johann Ziegler erwachte. Mit einem Schlage ſtand die Wirklichkeit vor ihm. Er wandte den Kopf zurück und ſagte leiſe, daß es der andere kaum hörte:

„Wenn du davonkommſt, ſo magſt du tun, wie es recht iſt. Ich ſpüre wohl, daß ich nun fertig bin. Vergiß auch nicht, meinen Eltern zu ſchreiben, wie das alles war.“

Er trat aus dem Gliede und ging ſchwer auf die Seite. Da ließ er ſich fallen, wie ein Stück Holz.

„Der Flügelmann iſt ausgeſchieden“, rief der Unteroffizier dem Zugführer zu.

„Möge ihm Gott helfen!“ ſagte der Leutnant. „Es iſt ſchade um den Mann. Aber wann trifft es uns?“

Wie ein Schatten, der ſich ganz langſam fortbewegt und immer kleiner wird, war das Regiment aus der Ferne anzuſehen. Immer mehr ſchrumpften die Menſchen

zuſammen. Bald waren ſie verſchwunden und nur ein paar Offiziere, die ganz am Schluſſe ritten, ragten mit ihren Oberkörpern in die flimmernde Luft. Dann war auch das zu Ende, und die Landſtraße lag verlaſſen da.

Schwerfällig erhob ſich der Gefreite Ziegler und tappte taumelnd und taſtend auf den Weg. Nach einer Weile reckte und dehnte er ſich und hob den Kopf. Der Krampf, der ihn gepackt hatte, wich und ſein Gedächtnis kehrte wieder. Er drehte ſich um und ſchritt den Weg, den das Regiment gekommen war, zurück.

Wie vom Blitz gefällt, mit ausgeſtreckten Armen, lag der Musketier Karl Arndt in der heißen Sonne. Sein Geſicht war blutunterlaufen und fleckig. Der Mund ſtand weit auf, als riefe er um Hilfe.

Johann Ziegler ſah ihn und bückte ſich zu ihm herab. Wie der Gegner vor ihm lag, hatte er oft gewünſcht, ihn zu ſehen. Wehrlos, ohnmächtig, ihm auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, ſo hatte ſeine Phantaſie es ihm unzählige Male vorgeſpiegelt, weil er es wollte. Nun war es ohne ſein Zutun geſchehen.

Ziegler legte ſein Ohr auf die Bruſt des Verunglückten und horchte auf den Herzſchlag. Dumpf und langſam, als geſchähe es nur noch widerwillig, klang er. „Wenn er noch zehn Minuten hier liegt, iſt er tot", dachte der Gefreite. Er wunderte ſich unbewußt, daß die Freude, die er darüber hätte empfinden müſſen, ausblieb.

Da verſuchte er krampfhaft, ſich das Bild des Mädchens, das zwiſchen ihm und dem Bewußtloſen ſtand, ins Gedächtnis zu rufen. Er ſah ihre ſchlanke Geſtalt mit den weichen Bewegungen. Er ſah ſie ſchreiten, wie keine

mehr im Dorf. Sie trug den Kopf wie eine Königin. Wie ihm nun einfiel, daß die Burschen sie die Prinzessin nannten, lächelte er. Da sah er den schmalen Kopf mit dem hellen Haar. Die hohe Stirn leuchtete weiß und rein. Aber die Augen darunter, die sah er nicht. Sie waren gesenkt und suchten auf dem Boden. Frei und offen hatten sie geblickt, solange er denken konnte. Was war das nun? Es durchschauerte ihn. Ganz deutlich fühlte er, daß die Augen etwas am Boden suchten, mit heißem Verlangen. Wie sie auf die ausgestreckte Gestalt trafen, schlossen sie sich, wie geblendet. Heiße Schauer gingen durch den Mädchenkörper; Ziegler sah, wie sie sich innerlich in Schmerzen wand. Da erwachte er. Verstört blickte er um sich. Das Bild war verschwunden, und wie zuvor sah er den Bewußtlosen hilflos in der Sonne liegen.

Da tasteten seine Hände zitternd an den Kragen des Daliegenden, der sich eng an seinen Hals preßte. Er öffnete die Haken und die oberen Knöpfe der Uniform und sah dann erwartend auf die krampfhaft verzerrten Züge des Bewußtlosen. Der regte sich nicht.

Plötzlich kam dem Gefreiten zum Bewußtsein, daß er vor dem Verschmachten war. Die Zunge lag ihm im Munde wie ein heißes Eisen. Da griff er nach seiner Feldflasche und schüttelte sie. Ein Schluck war darin, der ihn retten konnte. Aber nun kehrten seine Augen zu dem Verunglückten zurück. „So sollst du leben, weil sie es will", murmelte er. Behutsam flößte er dem Bewußtlosen das Wasser ein. Der schluckte, daß er es hören konnte. Einen Augenblick öffneten sich die Augen des

Daliegenden und ſein Blick ruhte wie fragend auf Ziegler. Der ſah zur Seite.

Wie um Kraft zu ſammeln, ſtreckte der Gefreite ſich einige Minuten an der Seite des Bewußtloſen lang aus. Seine Hände faßten die Gräſer rechts und links von ihm und rupften ſie aus. Ein paar Halme ſteckte er in den Mund und zerkaute ſie. Sofort wurde das Durſtgefühl betäubt.

Behutſam, wie nie, lud er ſich dann den ſchweren Körper des Musketiers auf den Rücken. Faſt konnte er ſich nicht erheben, ſo ſchwer war die Laſt und ſo geſchwächt er ſelbſt. Aber mit eiſerner Willenskraft raffte er ſich auf und tappte davon. Immer weiter, ohne zu ſchauen, nur immer vorwärts. Getrieben von dem einen Gedanken: „Du mußt ihn retten für ſie! . . .“

Das Regiment hatte die letzte Kraft dahingegeben, um den Wald zu erreichen. Wo ſie ſtanden, fielen die Leute nieder und ſchliefen ſofort ein. Und doch mußten ſich einige opfern, um für die anderen zu wachen. Der kleine Schmidt bot ſich freiwillig an. Mit geſchärften Sinnen, das Gewehr im Anſchlag, ſpähten die Poſten in die Dämmerung, die allmählich dichter und dichter wurde. Sie horchten auf jedes Geräuſch und machten einander darauf aufmerkſam, um ſich und die anderen wachzuhalten und anzufeuern. Aber es war ſchwer, und von manchem blieb die Antwort aus.

Da kam etwas Großes auf dem Wege daher, das langſam wuchs. Es ſchwankte hin und her, als wolle es fallen und wiſſe nur nicht, nach welcher Seite. Der kleine Schmidt ſtand vorſichtig auf und ſchlich im Schatten der

Bäume an das rätſelhafte Weſen heran. Da ſah er auf einer großen, breiten Geſtalt erſt einen Kopf und darüber noch einen. Er entſicherte das Gewehr und zielte ruhig. Dann rief er: „Wer da?“

Wie angewurzelt blieb die ſonderbare Geſtalt ſtehen. Sie ſchwankte mehr als vorher nach beiden Seiten und fiel dann mit einem lauten Aufſchrei zuſammen.

Der kleine Schmidt ſprang eilend hinzu und ſtarrte auf den ſchweren Körper. Da ſah er, daß es zwei Menſchen waren, die am Boden lagen und ſich ſchwach regten. Er erkannte den Gefreiten Ziegler und den Musketier Arndt.

„Du haſt ihn geholt, Hanns?“ fragte er mit ſonderbarer Stimme den Gefreiten.

Eine Weile blieb es noch ſtill. Dann ſagte Ziegler mit einer Stimme, der man anmerkte, daß ſie aus einer bis zum Äußerſten erſchöpften Bruſt kam:

„Ich mußte ihn wohl holen, denn ſie will es ſo. Aber ſage ihm nicht, daß ich es war. Und nun möchte ich — —“

Die Stimme erſtarb. Der kleine Schmidt beugte ſich zu dem Gefreiten herab. Der lag reglos. Er wußte es nicht zu ſagen, war er tot oder ſchlief er? . . .

Glühwürmchen

Es hatten ſich vom Dorfe fünfzehn Kriegsfreiwillige gemeldet. Auf dem Anger, vor dem Denkmal der Gefallenen vom letzten Kriege, war der Sammelplatz. Alle ſchauten zu der mächtigen weiblichen Figur auf, die den ſterbenden Soldaten im Arm hielt. Dann ſahen ſie ſich an, lange und forſchend. Aber jeder verbarg ſeine Gedanken hinter einer gleichgültigen oder frohen Miene.

Von einigen waren die Väter und Mütter gekommen, und von manchen auch die Brüder und Schweſtern. Sie ſtanden um die jungen Soldaten herum und ſahen ſie mit großen Augen an. Viele Frauen weinten lautlos in ſich hinein.

Der Sohn des Lehrers ſah nach der Uhr.

„Es iſt Zeit, wir müſſen abmarſchieren", ſagte er, „lieber etwas früher als zu ſpät."

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Die jungen Soldaten gingen in Schritt und Tritt in der Mitte der Straße und die Frauen und Männer folgten oder gingen daneben her, die Blicke immer auf den einen gerichtet, der heute einem unbekannten Geſchick entgegenging.

Die Straßen ſtanden voll von Menſchen und aus den Fenſtern ſahen die Kranken und Schwachen.

Als der Zug an der Schule ankam, waren die Kinder dort auf dem Platz aufgeſtellt; voran die Kleinſten, und dahinter alle anderen nach der Größe.

Aber der Lehrer fehlte.

Die jungen Krieger machten halt und der Sohn des Lehrers fragte:

„Wo ist mein Vater?“

Die Kinder sagten, daß der Lehrer sie aufgestellt habe und dann ins Haus gegangen sei.

Der Sohn trat über die Schwelle und öffnete die Tür zu seiner Linken, aber niemand war in dem Zimmer. Auch die Wohnstube war leer und ebenso die Kammer. Der Sohn rief oftmals nach seinem Vater, aber vergebens; das Haus war wie ausgestorben.

Da ging der junge Krieger an den Tisch, um dem Vater schriftlich Lebewohl zu sagen, aber er fand weder Tinte noch Feder. Nun suchte er in Schränken und Schubladen, und da hielt er plötzlich ein Kästchen in der Hand, das er seit langen Jahren nicht gesehen hatte, aber sofort wiedererkannte.

Der Vater hatte es der Mutter am Hochzeitstage geschenkt, und darin lag damals der Brautschmuck.

Das Kästchen war mit weißem Lack überzogen und an den Kanten und Ecken mit Gold abgesetzt. Inwendig war es mit hellblauem Sammet ausgeschlagen, und im Deckel befand sich ein Bild, das ihm in seinen Einzelheiten unvergessen war.

An einem Bergabhang, an dem Gräser und Kräuter standen, war ein kleines Gebüsch. Unter seinen schattigen Zweigen lag ein junges Weib in tiefem Schlaf. Auf den Zweigen und Blättern aber und den Spitzen der Gräser tummelten und schaukelten sich unzählige Glühwürmchen. Die vorwitzigsten krochen auf den Kleidern der Schläferin und ein leuchtend rotes saß auf ihrem schönen Haar.

Dieſes Bild war dem jungen Krieger vertraut wie in ſeiner Kindheit, und unwillkürlich flüſterten ſeine Lippen wie einſt: „Mutter“. Da er ſie nie gekannt, hielt er die Schläferin ſtets dafür.

In dem Käſtchen lagen neben dem Schmuck die Trauringe der Eltern; denn der Vater hatte am Todestage der Mutter beide in den Kaſten verſchloſſen. Ein zuſammengefaltetes Papier fiel dem Sohn ins Auge, das er ſich nicht erinnern konnte je in dem Käſtchen geſehen zu haben.

Als er es entfaltete, hielt er ein kleines weißes Zähnchen und eine dünne Locke von lichtblondem Haar in der Hand und ſonſt nichts. Aber der Anblick dieſer Beweiſe inniger Vaterliebe riß ihn hin. Faſſungslos ſtarrte er auf die Zeugen ſeiner glücklichen Kindheit, dann brach er aufſchluchzend zuſammen.

In dieſem Augenblick iſt dem Sohn die Größe des Opfers klar geworden, das ſein Vater gebracht hatte, als er ihn in den Kampf für das Vaterland ziehen ließ . . .

Als ein ernſter Mann trat er wieder unter die Kameraden.

* * *

Die deutſchen Linien hielten ſich tapfer, aber der Feind beherrſchte die Höhen vor ihnen und ſchickte Tod und Verderben in die deutſchen Reihen. Da halfen weder Deckungen noch Gräben, denn die ſchweren Geſchoſſe der feindlichen Artillerie bohrten ſich tief in die Erde und riſſen alles Leben im Umkreiſe mit ſich.

Da kam vom Kommando der Befehl zum Sturm.

„Freiwillige vor!“ rief der Hauptmann. „Wer geht mit mir?“

Es blieb niemand zurück.

„Das Bajonett pflanzt auf!“ rief der Hauptmann abermals. Als das Klappern verstummt war, trat der Hauptmann mitten unter seine Soldaten. Er überflog nochmals ihre Reihen und sah jedem einzelnen ins Auge.

„Wie sie alle glänzen vor Kampflust und Eifer“, dachte er, „aber wie mag es nach dem Sturme sein?“

Er richtete sich hoch auf. Fort mit den schweren Gedanken. Die Pflicht rief, da war sonst nichts in der Welt!

Der Hauptmann räusperte sich, dann sagte er mit fester Stimme:

„Kameraden, ihr kennt alle unser Ziel. Aufwärts geht es, den Berg hinauf! Beißt auf die Zähne, Kameraden, wir müssen durch! Wer von uns fällt, stirbt als Held. Das Vaterland wird ihn nie vergessen! . . . Vorwärts zum Sturm, Marsch, Marsch, Hurra!“

* * *

Auf den Höhen weht die deutsche Fahne. Blutrot übergossen von der sinkenden Sonne, steht sie fest und unerschütterlich. Vor dem teuren Wahrzeichen knien die Soldaten mit gefalteten Händen. Lautlos bewegen sich die Lippen in stummem Gebet. Alle gedenken der gefallenen Kameraden. Die Reihen sind gelichtet und auch den Führer hat die kleine Schar verloren. Aber der Sieg

iſt errungen und die Brüder dort unten in den Schützengräben ſehen dankbar zu den Tapferen empor.

Dieſe ſinken müde zuſammen. Noch ehe die Nacht ſie mit weichen Händen zudeckt, ſind ſie alle entſchlummert.

Hie und da keucht ein Soldat ſchwer, der den Sturm noch einmal im Traume durchlebt. Aber allgemach wird es ganz ſtill . . .

Da geht der Mond langſam auf und das gelbe Licht der runden Scheibe ſtrahlt mild und friedlich über Freund und Feind.

Was wiſſen die Geſtirne von dem Kampf, der die alte Erde bis ins Mark erſchüttert?

* * *

Was regt ſich dort am Bergabhang, dicht unter dem Gebüſch? Was ſind das für Laute, die leiſe und verhalten in die Nacht dringen?

Nun werden ſie deutlicher. Eine menſchliche Stimme iſt es, die ſpricht. Langſam und feierlich, wie ein Gebet, formen ſich die Worte und gehen in die Nacht.

„So biſt du nun bei mir, Mutter? Du biſt lange geblieben — aber nun kommſt du.“ Die Stimme klingt erregt und freudig. Da rührt und hebt ſich auch eine menſchliche Geſtalt und ſetzt ſich auf. Der Kopf wendet ſich aufwärts, dahin, wo das milde Mondlicht durch die Zweige dringt, die über ſeinem Haupte hängen.

Die heißen Augen ſchauen verwundert darauf und folgen den Biegungen der Zweige bis ans Ende.

Da geht ein Staunen über das Geſicht des Verwundeten und er nickt langſam. „Ja, nun leuchten ſie wieder. Nun biſt du da! — Aber du haſt dich auch gar nicht verändert, Mutter, biſt wie ſonſt.

Du meinſt, ich ſei ein Mann geworden? Mutter, weißt du es denn nicht? Ich bin Soldat!

Ja, es iſt eine ſchwere Zeit, die jetzt auf uns liegt; aber wir werden ſie überſtehen!

Der Vater iſt nun allein? Ja, wie denn, Mutter? Wie iſt er allein, wenn du um ihn biſt? . . .

Ihr ſitzt beieinander — oh, ich ſehe euch — und ſprecht von mir.

Und tröſtet einander, und wißt, daß das, was ich tue, das Höchſte iſt im Leben des Mannes!

Die Heimat, Mutter, unſere Heimat und das Vaterland retten aus ſchwerer Not: das iſt der Prüfſtein; da wird der Mann erſt geläutert durch Blut und Eiſen. Er wird ein Held."

Der Verwundete ſinkt erſchöpft zurück. Einen Augenblick ſind die Augen geſchloſſen und zwiſchen ihnen zeigt ſich eine tiefe Falte.

Aber da hebt er wieder an zu reden, und die Stimme klingt feierlicher wie zuvor.

„Jetzt ſitzt es wieder in deinem ſchönen Haar, Mutter! Wie der leuchtende Diamant in einer prächtigen Krone iſt das, Mutter . . .

Du willſt keine Krone tragen?

Du biſt nicht vornehm und ſtolz?

Mutter, es gibt auf der Welt keine Frau, die iſt, wie du . . .

Ja, ich bin anſpruchsvoll. Von einer ſolchen Mutter ſein: das erhebt mich über die anderen, wenn ich es möchte . . .

Aber ich will gar nicht, Mutter!

Komm und ſchaue, wie ich bei den Kameraden aushalte in Freundſchaft und Liebe.

Es iſt keiner, der ſich beklagt.

Alle ſind ſie aber auch gut und edel. Nie habe ich im Leben ſolche Menſchen getroffen.

Keinem Tier geſchieht bei ihnen ein Leides. Sie pflegen und ſorgen für die ärmſten Geſchöpfe wie die Mutter für ihr Kind.

Und ſtürmen doch gegen den Feind mit Haß in den Augen.

Und töten ihn mit grauſamer Schonungsloſigkeit.

Ohne Erbarmen ſchlagen ſie mit dem Kolben über Kopf und Geſicht eines Menſchen, daß er formlos wird wie ein rohes Stück Fleiſch.

Und ſie ſtoßen mit dem Bajonett auf die Bruſt eines Menſchen und treiben es hinein bis ans Ende.

Das Blut ſpritzt ihnen entgegen und färbt ſie rot von oben bis unten . . .

In ihren Mienen ſitzt der Wahnſinn, und die Zähne knirſchen aufeinander und die Glieder zittern wie im Fieber . . .

Solange ſie noch einen Feind vor ſich haben, ſind ſie in dieſem Rauſch.

Dann wird es ruhig . . .

Es wird ſo ſtille, daß ſie den keuchenden Atem von ihrem Nebenmann hören, und dann wenden ſie ſich verwundert zu ihm.

Sie ſehen den Wahnſinn in ſeinem Geſicht und erſchrecken bis in die Seele . . .

Nicht lange ſtarren ſie ſo faſſungslos. Es geht wie ein leiſer Froſt durch den Körper. Sie fühlen die Kälte im Gehirn und in den Gliedern.

Nun ſind ſie erwacht . . .

Wer die erſte Bewegung getan hat, das wiſſen ſie nicht. Sie liegen ſich in den Armen und weinen.

Dann knien ſie nieder und beten . . .

Ehe die Nacht herniederſteigt, haben ſie ein großes Grab geſchaufelt. Darin betten ſie die Kameraden, die fielen, und auch die toten Feinde.

Friedlich liegen die Gefallenen nebeneinander. Keiner iſt, der dem anderen den Platz neidet und ſtreitig macht . . .

Der eine Soldat ſagt: ‚Ruht ſanft, Kameraden.‘ Und es fällt ihm nicht ein, die toten Feinde aus der Gemeinſchaft auszuſchließen. Im Tode ſind alle Menſchen gleich, und es gibt nicht Freund noch Feind . . .

Ein anderer Soldat nimmt eine Handvoll Erde und wirft ſie in das offene Grab. ‚Auf Wiederſehen, Kameraden!‘ ſagt er.

Und er weiß doch wohl ſicher, daß an dem Ort, da alle Seelen weilen, Vergeben und Verſtehen iſt? . . .

Die toten Soldaten ſind im Reiche des ewigen Friedens . . .“

Der Verwundete ſchloß abermals die Augen und lag bewegungslos. Sein Atem ging ſchwach, daß ſich die Bruſt kaum hob. Er lächelte friedlich und drehte den Kopf zur Seite, als wolle er ſchlafen.

Da fuhr ein Zweig ganz leiſe über ſein Geſicht. Er ſchlug die Augen auf und ſah den weichen Glanz des Mondes durch die Äſte ſchimmern. Da atmete er tief und ſprach mit leiſer Stimme weiter:

„Deine Hand iſt weich, du liebe Mutter. Warum muß ich das erſt heute erfahren?

Aber ich will nicht zürnen. Denn es iſt noch nicht zu ſpät.

Wie deine Augen ſo weich auf mir ruhen, Mutter, du weißt nicht, wie mich deine Liebe beglückt!

Du weißt es nicht? Doch wohl.

Denn die Mutter kennt des Herz des Kindes bis zur kleinſten Faſer.

Und die Mutter iſt bei ihrem Kinde Tag und Nacht. Sie leidet mit ihm und macht es ihm leichter. Und ſie nimmt auch teil an ſeiner Freude.

Das Mutterherz weiß, daß die Zeit kommt, die Opfer fordert. Und wenn ſie eingetroffen iſt und keine Hoffnung bleibt, ſo ſammelt ſie alles, was vom Kinde iſt, in ihrem Herzen. Dort ſchließt ſie es ein und bewahrt es bis zum Ende.

Wenn ſie geſtorben iſt, fliegt ihre Seele in den Raum der Verklärten. Dort hat ſie den Sohn gefunden, ehe er ſie noch ſah.

Nun ſind ſie beieinander bis in die Ewigkeit . . . “

Ein leiſer Luftzug ging durch die Nacht und bewegte die Blätter über dem Haupte des Verwundeten. Er lauſchte aufmerkſam, und manchmal nickte er ganz wenig mit dem Kopf.

„Ja, Mutter", ſprach er dann weiter, „du verſtehſt mich und machſt mir alles klar, daß ich ſchaue und mich wundere und doch alles leicht begreife."

„Wohl iſt es, wie du ſagſt, daß es die Beſten ſind und die Stärkſten, die hier vollenden.

Und du ſagſt das ſo wunderbar, daß die jungen Mütter es wiſſen und danach tun.

Ein junges Geſchlecht tritt in die Breſchen und füllt ſie aus. Auf neuem Grunde baut es auf, aber was die toten Väter geweckt und errichtet, das bleibt erhalten als ein Heiligtum.

Darin wandeln die Jungen ehrfürchtig und reden von dem, was ſie bewegt. Und ſie gedenken der Toten und geloben ſich, ihnen Ehre zu machen durch Wort und Tat . . .

Sie ſind deutſche Männer. . ."

Der Wind ward ſtärker und der Mond trat hinter die Wolken. Da ſeufzte der Verwundete auf und hob die Hände, als wolle er jemand umſchlingen. Sie fielen kraftlos zurück.

„Es wird ſpät, Mutter; ja, wir wollen ſchlafen.

Halte meine Hand noch einmal und ſtreiche über meine Stirn.

Du haſt weiche Hände, Mutter . . .

Du drückſt mir die Augen zu. Das iſt gut . . .

Aber morgen, Mutter, da biſt du den ganzen Tag bei mir . . .

Mutter, ſo bin ich nie eingeſchlafen wie heute . . .

Leicht iſt mir, Mutter. Und nun: hörſt du die Muſik? . . .

Mutter, halte meine Hand . ..
Wohin führst du mich, Mutter? . . .
Auf zu wem? . . .
Jetzt! . . .
Ich — sehe — — — alles . . ."

Ein Dehnen ging durch den Körper des Sterbenden. Ganz unmerklich kam der letzte Hauch aus seinem Munde. Dann ward es still . . .

Der Mond trat aus den Wolken hervor und sein milder Schein fuhr liebkosend über das weiße Gesicht des toten Kriegers.

Sah er das kindliche Lächeln, das um die schmalen Lippen schwebte?

Unzählige Gräser und Halme, die sich vor dem rauhen Winde ängstlich geduckt hatten, erhoben ihre Häupter und neigten sich gegeneinander. Das war des toten Soldaten Grabgeläut . . .

Das Pferd „Inkermann“

Die Abteilung „D“ der ersten Eskadron ritt auf dem Zirkel. Der Rittmeister Freiherr von Aretin stand neben dem Reitlehrer der Abteilung und kommandierte selbst. Seine Stimme klang hart und scharf; er war erregt.

Die Ulanen saßen steif auf ihren Pferden. Mit geradeaus gerichteten Augen waren sie ganz Aufmerksamkeit. Wenn der Rittmeister wie heute war, saßen die Strafen locker. In der Reitbahn kannte er kein Mitleid.

Die beiden Reitschulpasser standen vor dem geschlossenen, übermannshohen Tore und spähten durch die Guckl öcher in die Bahn. Auch sie verfolgten jede Bewegung des Eskadronschefs und waren auf dem Sprung. Bis zu ihnen heraus drang die Atmosphäre höchster Disziplin.

„Eskadron taraab!“ kommandierte der Rittmeister; „mit sechs Schritten Abstand den Zirkel vergrößern!“

Der Rhythmus fest am Zügel und unter dem beherrschenden Druck der Schenkel langsam vorgetriebener und kurztrabender Pferde füllte den weiten Raum. Das laute Atmen und Schnauben der Pferde und das Klappern und Klingen der Sporen gaben die Begleitung. Die Leute reckten sich noch fester in den Sätteln auf und legten tastend den linken Schenkel hinter den Gurt. Jetzt würde das Kommando „Galopp“ erfolgen; da war es notwendig, vorbereitet zu sein.

Mit steigendem Mißbehagen hatte der Rittmeister seit einiger Zeit einen mächtigen Braunen ins Auge gefaßt. Ärgerlich stampfte er mit dem Fuß in die weiche Lohe. „Wollen Sie sofort sechs Schritte Abstand nehmen, Glaser?“ rief er zornig.

Der Reiter des großen Braunen bekam einen roten Kopf. Man sah, wie sich seine Muskeln spannten und wie er mit aller Energie und Willenskraft das Pferd zu halten suchte. Umsonst. Man hörte das Knirschen der Zähne auf der Kandare: das Pferd hatte sich verbissen.

„Sie wollen nicht?“ rief der Rittmeister. „Sie wollen wirklich nicht?“

Der Ulan zitterte im Sattel. Er haßte in diesem Augenblick das Pferd, dem er solche Szenen schon mehrfach verdankte. Er biß die Zähne aufeinander und suchte mit den Beinen am Leib des Tieres die Stelle hinter dem Gurt. Hier setzte er die Sporen an und stieß sie ein-, zweimal tief in das weiche Fleisch. Da bäumte das Pferd sich hoch auf, es wieherte vor Schmerzen, und im nächsten Augenblick sauste es mit seinem Reiter in wildem Galopp durch die Bahn.

Der Rittmeister erblaßte. Er wandte sich an den Reitlehrer: „Der Mann hat den Inkermann total verdorben. Er bekommt fünf Tage Mittelarrest.“

* * *

In der Regimentsschmiede klangen die Hämmer jetzt den ganzen Tag. Selbst der riesige Oberfahnenschmied

hatte die Ulanka abgelegt und schwang den Hammer, daß der Amboß zitterte.

Die Fahnenschmiede steckten die Köpfe zusammen und tuschelten geheimnisvoll. Es lag etwas in der Luft, was alle fühlten und das doch niemand nennen konnte.

Aber eines Tages brach es aus. Ganz von selbst kam es und niemand wußte, wer die Nachricht zuerst gebracht hatte. „Krieg gibt es", sagte der Oberfahnenschmied; „es geht gegen Rußland und Frankreich." Aber er sagte seinen Gehilfen nichts Neues; sie wußten es alle.

An einem vergitterten Fenster des Arrestgebäudes, das dicht an die Schmiede grenzte, erschien ein struppiger Kopf. Mit Augen, die vor Verwunderung und Schreck weit aufgerissen waren, schaute er auf die erregten Schmiede. Was war das für eine sonderbare Rede, die sie führten? Krieg? Krieg gegen Rußland und Frankreich gab es?

„Die Werkzeuge einpacken, nichts vergessen!" sagte der Oberfahnenschmied. „Dann auf die Kammer, Zaumzeug und Sättel verpassen. Alles muß mit, keiner bleibt hier. Aber eilen, Jungs, heute abend rückt das Regiment aus!"

Das vergitterte Fenster dort oben im Winkel wurde leer. Der Häftling ging wie im Wahnsinn in der Zelle auf und ab. In seinem Kopfe jagten sich die Gedanken in wildem Kreise. Zitternd und tastend suchten die Hände das Schloß an der Tür. Er griff auf den Drücker und versuchte zu öffnen. Nichts rührte sich. Es war ihm klar, daß er mit den Empfindungen, die wie Gießbäche auf ihn eindrangen, wahnsinnig werden mußte, blieb er

in dieſem engen Raume eingeſchloſſen. Er hatte das Bedürfnis, ſeine Gefühle in Worte und Rufe umzuſetzen, ſich zu befreien, und konnte nicht. Das Übermaß verſchnürte ihm die Kehle. Das Große, Unbegreifliche, die Kunde von dem ſo plötzlich ausgebrochenen Kriege war zu plötzlich zu ihm gedrungen, es hatte ihn betäubt, ganz irre gemacht. Dabei war es lächerlich, daß von allen Gedanken, die ſich in ſeinem Kopfe kreuzten, nur der eine feſte Geſtalt gewann, daß er mit ſeinem „Inkermann", ſeinem Verhängnis, wie er immer geſagt hatte, gegen die Feinde reiten ſolle. „Es geht nicht gut", murmelte er fortwährend, „es geht gewiß nicht gut!"

Schwere Tritte und klirrende Sporen riſſen ihn in die Wirklichkeit zurück. Ein Schlüſſel drehte ſich im Schloß und die Tür ging knarrend auf. Der Arreſtantenaufſeher ſtand mit breitem Grinſen auf der Schwelle. „Komm 'raus, mein Sohn, du ſollſt in den Krieg!" ſagte er mit ſeiner fettigen Stimme. „Dein Pferdlein ſtampft ſchon vor Sehnſucht nach dir. Komm ſchnell, mein Sohn!"

Glaſer ſah ſich noch einmal zerſtreut in der Zelle um, die ihn faſt fünf Tage und Nächte beherbergt hatte, dann folgte er taumelnd ſeinem Führer.

* * *

Das Regiment lag in Deckung. Dicht unter einer Anhöhe ſtanden die Pferde aneinandergedrängt; ſie fuhren mit den Schweifen über den Rücken, daß es klatſchte, und ſchüttelten die Mähnen, die wirr zu beiden Seiten des Halſes hingen. Das Wiehern, ſonſt eine

ständige Gefühlsäußerung bei Felddienstübungen und langen Märschen im Freien, war verstummt. Aber ungeduldig stampften die Hufe den weichen Waldboden, daß das Moos in dicken Klumpen sich löste und umherflog.

Die Offiziere waren um den Kommandanten versammelt, der die vom Adjutanten gehaltene Karte studierte und mit erläuternden Bemerkungen erklärte. Die Ulanen lagen bei ihren Pferden und schauten träumend zu den Bäumen auf, die ihre Zweige über sie breiteten. Alles war Erwartung und Bereitschaft.

Da pfiff es plötzlich durch die Luft, daß die Mannschaften erschrocken aufsprangen. Die Pferde drängten wild aneinander und waren kaum zu halten. Abermals pfiff es grell durch die Luft, und dann fuhr es mit einem mächtigen Krach in die Bäume. Stämme splitterten und sanken und fielen übereinander. Ganze Baumkronen und einzelne Zweige wirbelten durch die Luft und fielen auf Mannschaften und Pferde. Da rissen die Tiere an den haltenden Zügeln in wahnsinniger Angst. Zehn oder zwölf wurden frei und sausten in wilder Hast davon, verfolgt von den bedrängten Reitern. Und wieder klang ein wildes Heulen und Pfeifen durch die Luft und es fuhr etwas hernieder, das aussah wie eine riesige Feuerkugel. Sie senkte sich mitten auf das Regiment hernieder und barst mit schrecklichem Krach. Wahnsinnige Schmerzensschreie und Schreckensrufe ertönten und dann klägliches Wimmern und Stöhnen. Pferde und Mannschaften wälzten sich am Boden in einem wirren Haufen.

Auch die Gruppe der Offiziere war gesprengt. Der Oberst war erregt, wie nie: „Herr Rittmeister von Are-

tin, laſſen Sie bitte ſofort eine Offizierspatrouille abreiten. Der Feind muß unter allen Umſtänden entdeckt werden!" Der Regimentskommandeur wandte ſich an die Mannſchaften. „Die Sanitäter bleiben bei den Verwundeten. Das Regiment aufgeſeſſen! Galopp, marſch marſch!"

Mit dem Kommandeur an der Spitze ſprengte das Regiment weiter in den Wald hinein. Es war die höchſte Zeit geweſen. Schlag auf Schlag ſauſten die Granaten bei der Anhöhe nieder; offenbar war dem Feinde verraten worden, daß hier Kavallerie in Deckung lag . . .

Acht Pferde ſtark ritt die Offizierspatrouille im Galopp davon. Die Reiter lagen mit dem Oberkörper faſt auf den Hälſen der Pferde, um möglichſt unſichtbar zu bleiben. So ging es weiter, bis der Wald zu Ende war und ein weites ebenes Feld an ſeine Stelle trat. Da hob der Leutnant die Hand und parierte ſein Pferd. Blitzſchnell ſtanden auch die anderen und ſcharten ſich um ihn.

Der Leutnant hob ſich im Sattel und hielt das Glas vor die Augen. Nach allen Seiten drehte er den Kopf, ohne etwas zu erſpähen. Ganz weit in der Ferne, wo Himmel und Erde zuſammenſchmolzen, drehte eine einſame Windmühle langſam ihre Flügel. Sonſt war nichts zu ſehen.

„Es iſt klar, daß dort der Verräter ſitzt", ſagte der Leutnant und zeigte auf die Mühle. „Aber wir müſſen es beſtimmt wiſſen. Um das Regiment zu retten, müſſen wir unſer Leben daranwagen. Deckungen gibt es hier nicht, darum vorwärts, 'ran an den Feind!"

In auseinandergezogener Reihe ging es dahin. Der weiche Ackerboden löste sich und spritzte um die Reiter. In Augen und Mund setzte er sich fest und bedeckte auch die Körper der Mannschaften und Pferde. Mit kampffrohen und erwartungsvollen Mienen sprengten die Ulanen unbeirrt weiter. Mochte kommen, was wollte, jetzt war nur ein Gedanke in ihnen: den Feind sehen und stellen, das riß sie vorwärts.

Da drang plötzlich ein leises Zischen in ihre Sinne. Wie wenn Wasser in dünnem Strahl auf Feuer trifft, war es. Als es so plötzlich an ihren Köpfen vorbeizischte, duckten sich alle unwillkürlich dicht auf die Pferde nieder. Der Leutnant hob wieder die Hand und wollte wenden. Der Angriff auf die Übermacht war zwecklos, und das Ziel, den Feind zu erkunden, erreicht. Aber da machte das Pferd des Leutnants einen mächtigen Satz und stürzte dann zusammen. Drei, vier Reiter hielten an und sprangen von den Pferden. Einige wurden noch im Herabspringen von den Kugeln getroffen, die anderen sanken am Boden mit einem Aufschrei zusammen. Die noch auf den Pferden sitzenden Ulanen stoben davon. Aber bald sanken ihrer zwei getroffen aus den Sätteln. Weit voraus, den leeren, von ihren Reitern befreiten Pferden wie ein Wegweiser, raste ein einzelner Reiter. Mit langen Sprüngen, die unglaublich viel Raum schafften, jagte er dahin. Die Kugeln pfiffen ihm um die Ohren, wie eine Melodie der Hölle. Aber wie rasend sprengte er dahin. Und da kam der Wald näher und lockte mit tausend Armen. Wie ihn die ersten Bäume unter ihre schützenden Fittiche nahmen, wurde es still . . .

Da war es dem Ulanen, als ſeufze ſein Pferd tief auf. Wie menſchliches Stöhnen klang es, und das ſchien dem Soldaten ganz ſonderbar. Aber er kam nicht zum Nachdenken. Der Gang des Pferdes wurde unſicher und taumelnd. Dann ſtürzte es mit einem Ruck zuſammen. Die Beine ſtreckte es weit von ſich und aus ſeiner Bruſt kam ein einziger ſchriller Schrei, der dem Ulanen die Haare zu Berge trieb. Dann lag das Tier ganz bewegungslos . . .

Vor dem Regimentskommandeur ſtand der Ulan Glaſer und erſtattete Meldung.

Der Oberſt ſah bewegt vor ſich hin. Dann wandte er ſich an den Ulanen: „Sie haben deutlich geſehen, daß alle fielen?“

„Jawohl, Herr Oberſt!“

„Wieviel Meter ſind nach Ihrer Schätzung bis zur Mühle?“

Der Ulan überlegte einen Augenblick. „Ungefähr tauſend, Herr Oberſt“, ſagte er dann beſtimmt.

„Es iſt ſicher nicht mehr als ein Bataillon?“ fragte der Kommandeur weiter.

„Höchſtens ein Bataillon, Herr Oberſt.“

Der Chef drückte dem Ulanen die Hand. „Haſt dich tapfer gehalten, mein Sohn“, lobte er, „ich werde dich für das Eiſerne Kreuz vorſchlagen.“

Die Augen des Mannes leuchteten auf. Aber gleich verfinſterten ſich ſeine Mienen wieder.

Der Oberſt ſah es. „Woran denkſt du, mein Sohn?“ fragte er.

„Mein Pferd möchte ich wieder haben, Herr Oberſt“, ſagte Ulan Glaſer leiſe.

„Du bekommſt ein anderes. Es ſind leider jetzt überzählige genug“, gab der Oberſt zurück. Dann fragte er weiter:

„Wie hieß dein Pferd?“

„Inkermann“, ſagte Glaſer. Nie hätte er für möglich gehalten, daß er den Namen einmal mit ſolchem Tonfalle ausſprechen würde.

„Du kannſt ſtolz auf dein Pferd ſein“, tröſtete der Oberſt. „Das Regiment wird den Namen nie vergeſſen. Wenn der Feind heute abend in unſeren Händen ſein wird, ſo haben wir das dem braven Inkermann in erſter Linie zu danken . . . Jetzt melde dich bei deinem Rittmeiſter.“

Spät in der Nacht ſchlich ein einzelner Mann durch den Wald. Der Mond zeichnete helle Streifen auf den weichen Boden und fiel auch auf den regloſen Körper des toten Pferdes. Als der Mann den erblickte, kniete er bei ihm nieder und fuhr taſtend und leiſe über den ſchlanken Hals. Dann ſtand er auf und ſchaufelte mit einem kleinen Handſpaten die Erde fort. Eine tiefe Grube entſtand. Als der Morgen graute, war das Werk getan. Der Körper des Pferdes war verſunken und ein breiter Hügel wölbte ſich darüber. Ein kleines Kreuz aus Baumzweigen ſtand darauf und daran war ein Papier geheftet. Darauf ſtand nichts weiter als das Wort: „Inkermann“ . . .

Feldpostschaffner Krause

An der Ecke, bei der großen Bäckerei mit dem blanken Schaufenſter, kamen ſie alle Morgen kurz vor acht Uhr zuſammen. Dort roch es um die Zeit wohltuend nach friſchem Gebäck, und die vollen Körbe in der Auslage regten den Appetit angenehm an.

Dann ſagte der große, ſtarke Laufburſche von der Drogerie immer:

„Ich fange auch noch eine Bäckerei an. Da kann man nicht verderben.“

„Na eben“, gab ſein Kollege von dem Herrengarderobegeſchäft zurück, „die krummen Beine haſt du ja ſchon.“

Worauf dann alle lachten.

„Da kommt Herr Krauſe“, rief nun der Lehrling von Fuhrmann & Co., Getreide en gros.

„Guten Morgen, Herr Poſtrat!“ ging es dann im Chor.

Herr Krauſe legte zwei Finger an die Mütze. „Alles da?“ fragte er.

„Jawohl, Herr Krauſe!“

„Na, dann fangen wir an.“

Zuerſt bekam der Leiter von der Zigarrenfiliale ſeine Poſt, dann der Laufburſche von der Drogerie und dann die anderen, immer der Reihe nach. Der Bote von Graf & Pollak, Preßhefe, kam immer zuletzt. Er hatte die meiſte Zeit. Wenn Herr Krauſe dann wieder allein

war, schob er die Tasche auf den Rücken. Nun war sie leicht. Einige Privatbriefe lehnten noch in der Ecke. Wenn sie besorgt waren, stieg Herr Krause die Stufen zu der Gastwirtschaft „Zum gemütlichen Hermann" herab, um zu frühstücken. Heute wie morgen und alle Tage. Herr Krause ging diese „Tour" schon acht Jahre, und so lange liebte er die gemütliche Beständigkeit.

Aber dann war mit einem Male alles zu Ende.

Das war ein denkwürdiger Tag. Herr Krause hatte seine neueste Uniform angelegt, auch sein Gesicht entsprach der festlichen Vorbereitung. Es leuchtete darin, wie der Abglanz einer großen Freude.

Der Laufbursche von der Drogerie sagte:

„Na, Herr Postrat, Sie haben wohl heute Geburtstag?"

Herr Krause richtete sich steif auf.

„Nein", sagte er, „der Krieg ist erklärt und ich habe mich freiwillig zur Feldpost gemeldet. Heute mittag um ein Uhr rücke ich ein!"

* * *

In Feindesland!

Es lag schon in der Luft wie Haß und Wut. Scharf und schneidend war sie, daß es sich darin schwer atmen ließ.

Der Feldpostschaffner Krause stand in dem engen Zimmer, das man ihm als Sortierraum angewiesen hatte. Die Fächer der Regale waren bis oben angefüllt mit Briefen und Karten für die Soldaten vorn in der

Front. Jeden Augenblick mußte die Ordonnanz zum Abholen kommen.

Herr Krauſe ſah nachdenklich auf die Kreideſchrift, die er zu ſeiner Orientierung auf die Fächer angebracht hatte. Wie gewaltſam hatte ſich doch alles von geſtern auf heute verändert.

Der Kaufmann von geſtern war heute der Landwehrmann der 6. Kompagnie des 5. Reſerveregiments und morgen vielleicht ſchon ein ſtummer Gaſt der kalten Erde. Der Barbier auf der Uhlandſtraße, der beileibe nie etwas anderes als ein vornehmer Friſeur ſein wollte, lag heute vielleicht kotbeſpritzt und ungewaſchen in einer naſſen Erdhöhle. Er, der ſich ſonſt täglich zweimal raſieren ließ, trug vielleicht heute ſchon einen dichten und verwilderten Vollbart.

Herr Krauſe leerte die Briefe in einen großen Beutel und ſiegelte ihn zu. Die Ordonnanz ließ heute lange auf ſich warten. Da mußte an der Front etwas geweſen ſein. Vielleicht waren die Stellungen des Feindes geſtürmt?

Dann erreichte wohl mancher von den Briefen, die er jetzt hier in den Händen hielt, nie mehr ſein Ziel. Tauſend Grüße von Müttern, Kindern und Bräuten fanden keinen Widerhall. Bald wanderte der Brief mit dem Vermerk zurück: „Adreſſat gefallen.“ Zwei Worte waren es nur, aber wie inhaltsſchwer. Sie bedeuteten den Abſchluß aller Sorgen, Hoffnungen und Wünſche. Aber ſie brachten eine Welt von Schmerzen.

Draußen erklangen taktmäßige Schritte. Herr Krauſe hob aufmerkend den Kopf. Da zogen wieder friſche Re-

ſerven in die vorderſte Linie. Es war wie damals, als auch der Laufburſche von der Drogerie aus Herrn Krauſens Revier hier vorbeigezogen war. Mitten aus dem dichten Haufen war da plötzlich der Gruß zu ihm gedrungen. Wie vertraut das geklungen hatte: „Guten Tag, Herr Poſtrat Krauſe!“ Ungläubig hatte der nach der Richtung, aus der die Stimme kam, geblickt; aber es war doch ſo. Dort, der große Soldat, der eben die Hand grüßend hob, war der altbekannte Poſtabholer aus der Heimat.

„Wie kommen Sie hierher?“ hatte Herr Krauſe erſtaunt gerufen.

„Kriegsfreiwillig; muß dem Chef die Drogerie verteidigen!“ hatte der andere lachend zurückgegeben.

Wie es ihm erging? Wenn er noch lebte, ſicher gut, denn ein ſolcher tat ſich leicht; der hatte die ganze Welt zum Freund. Wenn er noch lebte. — Herrn Krauſe durchſchauerte es. Er wußte ja, wie ſchnell hier ein Menſchenleben ausgelöſcht war.

Draußen klangen wieder Schritte. Nun wurde die Tür geöffnet. Die Ordonnanz mit der großen Taſche trat ins Zimmer. Der Mann ſah blaß und erſchöpft aus. Er nickte Herrn Krauſe nur zu.

„Hat es heute nacht etwas gegeben?“ fragte Herr Krauſe.

„Ja. Die Franzoſen ſind geworfen. Aber es hat Blut gekoſtet. Gleich werden die erſten Verwundeten heran ſein“, ſagte der Soldat.

„Sie waren auch dabei?“ fragte Herr Krauſe weiter.

„Eben bin ich vorn abgelöst. Aber ich bin fertig. Alle sind sie erschöpft bis zum Äußersten. Übrigens soll ich Sie grüßen. Der Kriegsfreiwillige Müller hat es mir aufgetragen."

„Müller?" fragte Herr Krause nachdenklich. „Ich kann mir gar nicht entsinnen, wer das ist."

„In einer Viertelstunde können Sie es erfahren. Dann ist er hier. Er ist verwundet", sagte die Ordonnanz, dann nahm sie den schweren Beutel auf und ging tapfend davon.

Langsam fuhr draußen ein schweres Automobil vorbei. Gleich darauf noch eins und immer mehr. Der Zug nahm schier kein Ende. Das waren die Verwundeten.

Herr Krause schloß die Tür zu seinem Amtszimmer ab und ging den Wagen nach. Am Schulgebäude hielten sie an. Die Verwundeten wurden sorgsam hineingetragen und die leeren Wagen fuhren schnell wieder zurück. Sie wurden alle wieder gebraucht, denn die Zahl der Getroffenen war diesmal groß.

Der Feldpostschaffner betrat das Schulhaus. Gleich zu seiner Rechten sah er eine offene Tür, die zu einem großen Saale führte. Hier war der Boden dicht mit Stroh bedeckt und darauf wurden die Verwundeten behutsam gebettet. Viele lagen da mit geschlossenen Augen, aber mancher verfolgte die Vorgänge um sich mit großem Interesse, und noch andere blickten mit heißen Augen umher, in denen das Fieber glomm.

Da fühlte Herr Krause plötzlich zwei Augen verlangend auf sich ruhen. Auch einer der Krankenträger hatte den Vorgang bemerkt. Er stieß Herrn Krause an

und ſagte leiſe: „Der Mann dort will Sie anſcheinend ſprechen. Er kennt Sie wohl. Aber er kann ſich nicht rühren. Wollen Sie nicht zu ihm gehen?“

Der Aufforderung bedurfte es nicht mehr. Der Feldpoſtſchaffner war ſchon über das Stroh hinweggeſchritten, das unter ſeinen Tritten kniſterte, und ſtand nun neben dem Verwundeten. Der bewegte die Arme, aber er vermochte ſie nicht zu heben. Da ſagte er leiſe:

„Ja, Herr Poſtrat, ich hätte Ihnen gern guten Tag geſagt, aber ich kann die Hand nicht hochbringen. Das iſt eigentlich ſonderbar, denn der Schuß ſitzt da unten.“

Er deutete mit dem Kopf auf ſeinen Unterkörper, der unter einer Decke ruhte.

Der Feldpoſtſchaffner bückte ſich zu ihm herab und ſtrich ihm mit der Hand über den Kopf. „Iſt es ſchlimm?“ fragte er.

„Zuerſt muß eine Kugel ins Bein gegangen ſein“, ſagte der Verwundete. „Denn ich konnte plötzlich nicht weiter. Alles ſtürmte vor, aber ich fiel zuſammen. Dann lag ich eine Weile ganz ruhig, und ich dachte immer, es kann nicht ſchlimm ſein, denn ich fühlte faſt keine Schmerzen. Nur aufſtehen konnte ich nicht; wenn ich mich rührte, ſtach es im Bein wie Höllenfeuer. So blieb ich ſtill liegen. Aber dann krachte es mit einem Male ganz dicht bei mir, daß mir die Ohren wehtaten; dann flog die Erde um mich her auf und fiel auf mich, daß die Augen und der Mund voll davon wurden. Auf der Bruſt ſpürte ich einen Druck, als wenn ein Zentnergewicht darauf läge. Aber das alles dauerte nicht lange. Denn mit einem Male war es mir, als wenn mir einer gewaltſam ein

Stück von meinem Körper abriß. Es war ein Ruck, wie ich im Leben noch keinen gespürt habe. Das hat weh getan, Herr Postrat, Sie können es mir glauben!"

Der Verwundete schloß einen Augenblick die Augen und sein Gesicht verzog sich, als fühle er die Schmerzen nun ganz deutlich noch einmal. Dann wurde er wieder ruhiger und fuhr mit leiser Stimme fort:

„Ich weiß nicht, wie lange ich da gelegen habe, denn die Schmerzen oder der Blutverlust hatten mich so schwach gemacht, daß ich ganz langsam einschlief. Und wenn noch hundert Granaten hier niedergefallen wären: ich hatte kein Verlangen mehr, fortzukommen. Schlafen wollte ich, Ruhe haben, weiter nichts. Wie ich dann wieder aufwachte, da lag ich schon in dem Wagen, der mich hierher gebracht hat. Was sie mit mir gemacht haben, weiß ich nicht. Aber meine Beine tun schrecklich weh; nun spüre ich es wieder, weil ich davon spreche. Sie können wohl mal nachsehen, Herr Postrat, ob alles in Ordnung ist."

Der Feldpostschaffner lüftete behutsam die Decke. Aber er fuhr erschrocken zurück. Er biß die Zähne aufeinander, um nicht laut aufzuschreien. Seine Augen starrten nur immer auf das, was er sah oder vielmehr nicht mehr sah; denn dem Verwundeten fehlten die Beine.

Mit großen Augen starrte der Getroffene auf das Gesicht des Feldpostschaffners. Dann ließ er die Lider müde sinken und sagte leise:

„Sie brauchen mir gar nichts zu sagen, Herr Postrat, ich weiß nun alles. Gefühlt habe ich ja, daß da etwas nicht mehr sein kann. Aber gesehen habe ich es noch nicht.

Es ist ja schlimm, aber ich habe meine Pflicht getan, das muß jeder sagen."

Der Verwundete schwieg. Seine Augen waren geschlossen. Herr Krause rückte und breitete die Decke sorgsam um ihn und strich dann weich über seinen Kopf: „Armer Kerl", sagte er bewegt.

Da ging es wie ein leises Lächeln über das Gesicht des Verwundeten. „Was denn, Herr Postrat?" sagte er. „Warum denn arm? Wenn ich nun nach Hause komme, dann kann der Kollege doch gewiß nicht mehr sagen: ‚Die krummen Beine hast du ja schon.' Ja, das wird er nun wohl bleiben lassen."

„Sie sind ein Held", sagte der Feldpostschaffner. Er schluckte ergriffen.

„Ich bin Soldat", gab der Verletzte zurück. „Und da ist keiner, der anders denkt als ich. Aber jetzt fallen mir die Augen zu. Ich möchte schlafen."

Da ging der Feldpostschaffner leise aus dem Saal.

Das zweite Geſicht

Andreas Berntrup war auf dem Heimweg. Das Pferd von ſeinem kleinen Break griff weit aus, denn die Futterzeit war längſt da. Aber es geſchah ſeit kurzem nicht zum erſten Male, daß die Ordnung der Dinge empfindlich geſtört wurde. Allemal, wenn der Bauer mit einem ſeiner Söhne zur Bahn fuhr und dann allein zurückkehrte, war es wie heute.

Der Schimmel kam allmählich ins Traben, der Bauer bemerkte es gar nicht. Er ſaß in Träumen verſunken auf dem Bock und die Hände hielten die Zügel ganz mechaniſch.

„Wenn nun eines Tages der Heinrich auch noch dahin geht, was dann? Könnteſt du ihm nein ſagen, wenn er will?“ dachte der Bauer, und er wußte, daß er das nicht vermochte. „Aber es iſt ja nicht für immer, daß du allein biſt; der Krieg muß ja einmal ein Ende nehmen. Und dann kommen ſie alle zurück, die Jungen. Alle?“ Dem Bauer war es unbehaglich. Er zog die Zügel ſtraffer und trieb das Pferd an. Das Dorf kam in Sicht und gleich vor einem der erſten Höfe blieb der Schimmel ſtehen. Hier wohnte der Bauer Andreas Berntrup mit ſeinen fünf Söhnen.

Quer über den Fußſteig hinweg kam ein großer Mann an den Wagen heran. Er reichte dem Bauern

die Hand und nahm dann die Zügel in Empfang. „Bist du glücklich zurück, Vater?“ sagte er.

Der Bauer half den Wagen in den Hof fahren und schloß das Tor. Wie er dann wieder zu seinem Sohne herantrat, erwiderte er:

„Ja, Heinrich, nun sind wir beide allein. Der Hof wird immer weiter und stiller, aber nun bleibt es doch, wie es ist?“

Der Sohn sah zur Seite. „Komm herein, Vater, du bist müde“, sagte er dann ausweichend.

Da wußte der Bauer, daß ihm auch sein Jüngster genommen werden würde. Er ging langsam in das Haus.

* * *

Es vergingen einige Tage in vollkommener Ruhe. Vater und Sohn taten stumm ihre Arbeit, aber beide wußten, daß noch manches zu besprechen war.

Die weißen Fäden, die der Nachsommer spann, hängten sich an den Sohn, als wollten sie ihn mit tausend Banden an die Heimat fesseln. Gleichmütig streifte der Junge sie ab.

Die Felder waren abgeräumt und die Frucht in Scheuer und Keller verwahrt. Da sagte der Bauer am Abend zu seinem Sohn:

„Du könntest wohl morgen am Kirchenacker mit dem Umpflügen anfangen, Heinrich, obwohl es noch zeitig ist. Aber es sind jetzt weniger Hände, da müssen wir uns schicken.“

Der Sohn sah seinen Vater lange an, als wolle er etwas erwidern. Dann schluckte er ein paarmal und sagte nicht nein noch ja.

Als sie dann am Abend zusammen in der Stube saßen, fühlten beide, daß es jetzt zur Aussprache kommen müsse.

Der Sohn sagte mit leiser Stimme:

„Es läßt mir keine Ruhe, Vater, ich möchte wohl am liebsten morgen schon in den Krieg."

Obgleich der Bauer darauf vorbereitet war, durchrüttelte es ihn wie im Fieber. Er sagte leise:

„Wie ich deine vier Brüder einen nach dem anderen zur Bahn gefahren habe, wurde es mir immer schwerer. Wenn du aber nun auch noch gehst, bin ich mit allen Sorgen allein. Das ist schlimmer wie gestorben."

Der Sohn nickte und schwieg. Wie er sich dann aber nach einer Weile erhob, um seine Schlafkammer aufzusuchen, sagte er:

„Vater, es hilft nichts: ich muß fort und je eher, desto besser!"

Einen Augenblick war es wieder still im Zimmer. Dann sagte der Bauer mit schwerer Stimme:

„Dann wollen wir morgen beizeiten anspannen. So schlafe heute nacht noch einmal in deines Vaters Haus."

* * *

Der Kirchenacker lag gut eine halbe Stunde vor dem Dorfe. Der Weg dorthin führte durch einen moorigen Grund, der die „Teufelsküche" hieß.

Dieſe Gegend wurde von den Dörflern gemieden, weil es dort umgehen ſollte. Im Zwielicht, hieß es, ſei der Spuk am ſchlimmſten. Jeder wußte Geſchichten zu erzählen, aber die ſchaurigſte hatte der alte Schäfer erlebt.

Der war eines Tages, als ſchon die Dämmerung über dem Teufelsgrund lag, mit ſeiner Herde auf dem Heimweg. Wie er gerade über die Brücke ging, unter der der breite Sumpf ſich dehnte, kam plötzlich von der anderen Seite ein Leichenzug langſam daher. Der Schäfer ſtarrte erſchrocken auf die vier Männer, die den Sarg auf den Schultern trugen. Das waren alles Leute vom Dorf. Da ging vorn neben dem Schuhmacher Horn der Hufner Arndt, und hinten ſchritten der Schmied Lorenz und der Tiſchler Hofmeier. Alle nickten ſie dem Schäfer zu.

Der Sarg ſchwankte bei den langſamen, ſchweren Schritten der Träger, aber auf der Holzbrücke war kein Geräuſch der Tritte zu hören. Darüber fiel es dem Schäfer ein, daß im Dorfe niemand geſtorben ſei, und das verwirrte vollends ſeine Gedanken.

Wie der Zug nun bei ihm vorüberkam, trat er entſetzt zurück. Da ſah er den Toten deutlich durch den geſchloſſenen Sarg hindurch auf dem weißen Kiſſen liegen und er erkannte ihn. Da ſtieg ſeine Angſt bis zum Äußerſten, denn der da ſteif und kalt im Sarge lag, war ſein eigener Bruder, der bei ihm im Hauſe wohnte und der ſich von ihm noch heute morgen geſund verabſchiedet hatte, um nach ſeiner Kohlengrube zu gehen, wo er als Bergmann täglich einfuhr.

Als dann aber einige Zeit ſpäter das große Unglück in der Grube geſchah, bei dem es viele Verletzte gab, war der einzige, der daran ſtarb, der Bruder des Schäfers.

Seit dieſer Zeit wurde der unheimliche Ort noch mehr gemieden.

* * *

Die grünen, ſcharfen Spitzen des aufgehenden Wintergetreides bohrten ſich allenthalben durch die braune Erde, aber es war keinen Tag zu früh, denn am Himmel hingen dicke Wolken, und große Scharen von Schneegänſen zogen ſchreiend und ſchnatternd vorbei.

Da ging Andreas Berntrup eines Tages nach dem Kirchenacker, um zu ſehen, ob auch ſeine Frucht noch aufgehe, bevor die weiße Decke ſich darüber legte. Wie er die große ebene Ackerfläche in dem ſchwachen hellen Grün vor ſich liegen ſah, freute er ſich diesmal nicht wie ſonſt darüber. Er ließ den Kopf ſinken und blieb unbeweglich vor dem Felde ſtehen.

„Wenn das Korn reif war, ſo ſind wir alle zuſammen hinaus zum Schneiden, ich und die fünf Jungen. Und da war kein Unterſchied zwiſchen uns im Schaffen, weil mir die Kraft an der Luſt der Jungen wuchs. Wie aber wird es diesmal ſein?“ dachte der Bauer. Und er ſah über ſeinem Acker hinweg weite, kahle Felder, in denen ſonderbare Gräben und Rillen kreuz und quer liefen und in mehreren Reihen hintereinander. Und in den Gräben regte es ſich, und es war ein Hin und Her von Menſchen den ganzen Tag. Aber es ſchien, als

wage niemand ſich aufzurichten, denn alle ſchlichen gebückt und ſtill aneinander vorbei.

Ab und zu durchſchnitt ein kurzer ſcharfer Knall die Luft und ein dünnes Rauchwölkchen zerflatterte langſam über den Gräben.

Dies alles ſah der Bauer, wie es ihm die Söhne geſchrieben. Und er ſah ſie alle fünf in den Gräben, aber ſie waren nicht beieinander, wie in ſeinen Gedanken. Weit, weit waren ſie voneinander getrennt, und es lagen Länder und Flüſſe zwiſchen ihnen, aber alle dienten ſie dem einen, das ihnen allen am teuerſten war: dem Vaterlande!

Und der Bauer ging in ſeinen Gedanken von einem zum anderen und drückte ihnen die Hand und ſprach mit ihnen wie ehedem: ermahnend und tröſtend, und er ſah den großen Ernſt in ihren Blicken. Da richtete er ſich an ihrem feſten Willen auf.

* * *

Wie gegen Abend ſich ein kalter Wind erhob, ſchüttelte der Bauer die ſchweren Gedanken von ſich und trat den Heimweg an. Aber bald ſank ihm der Kopf wieder auf die Bruſt und er war, wie immer in der letzten Zeit, wieder bei den Söhnen.

Er bemerkte nicht, daß er ſich der Teufelsbrücke näherte, und ſelbſt als ſein Schritt ſonderbar hohl auf dem Holze klang, vermochte ihn das nicht aus ſeinen Gedanken zu reißen. Er ſah drei Männer in einem der eigentümlichen Gräben gebückt beiſammenſtehen und der

mittlere davon war sein Heinrich. Ganz sicher konnte er die scharfen, energischen Züge seines Gesichtes unterscheiden, und fast fühlbar deutlich sah er die blauen Augen auf sich gerichtet.

Aber da schien es, als öffne sich die Erde unter den Füßen der Männer, und im gleichen Augenblick waren sie auf immer versunken. Da wo der Graben gewesen war, dehnte sich nun wieder eine große ebene Fläche . . .

In wahnsinnigem Schmerz schrie der Bauer laut auf und sah verzweifelt um sich. Da stand er mitten auf der Teufelsbrücke und lehnte den Kopf tief über das Geländer. Noch eine Weile starrte er gedankenlos in die grüne Masse des Sumpfes, dann fuhr er mit der Hand über die Stirn, aber das Gräßliche wich nicht von ihm. Es war in seinen Sinnen eingegraben, bis an sein Ende.

Der Bauer faltete die Hände und betete lange für seine Fünf im Felde, dann ging er langsam dem Dorfe zu . . .

* * *

„Heute nacht kommt es zum Sturm", sagte der große Soldat mit dem bleichen Gesicht, „ich habe es im Gefühl. Sechsmal bin ich im schwersten Feuer so über die Felder gelaufen, und ich weiß, was das heißt! Aber diesmal können die da drüben sich bei uns die Köpfe einrennen. Wenn nur die Artillerie nicht wäre! Die weiß unsere Stellungen ganz genau. Wenn es morgen früh ist und wir leben noch, dann ist es gut!"

Der große Soldat schob einen frischen Rahmen mit Patronen in sein Gewehr, das auf der etwas aufragenden

Böſchung ruhte, und lugte dann vorſichtig über den Rand des Schützengrabens hinweg. Da krachte es plötzlich ganz in ſeiner Nähe laut und fürchterlich und große Haufen Erde flogen ihm ins Geſicht.

Der junge Soldat zu ſeiner Linken riß den Großen mit einem Ruck zurück und rief dann atemlos:

„Du ſollſt dein Leben nicht leichtſinnig aufs Spiel ſetzen, Hermann. Denke an zu Hauſe!“

„Wenn wir fallen ſollen, Heinrich, dann findet uns die Kugel auch in der ſicherſten Deckung. Und wenn die da drüben noch ein bißchen zulegen, dann *haben* ſie uns. Sie müſſen wiſſen, daß wir hier liegen, und die Entfernung, kennen ſie auch. Denn ſie kommen immer näher heran; die letzte krepierte nur drei Meter vor uns!“

In dieſem Augenblick krachte es wie vorhin. Aber es fiel keine Erde in den Schützengraben. Da ſpähte der Große wieder über den Grabenrand, aber diesmal nach der anderen Seite. Dann ließ er ſich neben dem anderen nieder.

„Sie haben uns, Heinrich!“ ſagte er nach einer Weile tonlos. „Die Granate ſaß zwei Meter hinter uns. Die nächſte fällt in den Graben . . . Hier iſt meine Hand, Heinrich, halte ſie feſt. So wollen wir ſitzen bleiben. Aber den Adolf wollen wir nicht wecken; der kommt ſo am leichteſten hinüber!“

Der jüngere Soldat war bleich geworden. Seine Glieder flogen wie im Fieber. Wie irrſinnig gingen ſeine Augen über den Großen an ſeiner Seite. Sie richteten ſich anklagend auf das Stückchen Himmel, das

über ihm sichtbar war, und kehrten dann wieder in den Graben zurück. Auf dem schlafenden Kameraden blieben sie hängen, und es blitzte wie Neid in ihnen auf, daß dem Schläfer dieser Augenblick erspart blieb.

Nach einer Weile sagte er langsam:

„Es ist ja nicht darum, weil ich Angst habe, Hermann. Aber wenn man so den Tod vor Augen sieht, ohne daß man sich wehren kann; wenn man nichts weiter denken kann, als: wann kommt es: das, Hermann, das ist grauenhaft!"

„Armer Junge", sagte der Große, „armer Junge!" Dann schwieg er.

„Und der Vater und meine Brüder . . . Ich will ja gern sterben, wenn sie alle leben bleiben —"

Mit einem Aufschrei brach der junge Soldat ab. Krachend schlug die Granate in den Graben. Die Erde tat sich weit auf, und alle drei versanken rittlings in der Öffnung, in die gleich darauf die Erdmassen nachstürzten.

In diesem Augenblick hat der Bauer Andreas Berntrup seinen jüngsten Sohn verloren.

Zeitgemäße Bücher aus dem Xenien-Verlag

Das Eiserne Kreuz 1813-1870-1914 im Spiegel deutscher Dichtung

Einband von Carl Streller / II. Auflage / 50 Pfennig

Die sinnigste Auszeichnung, die jemals für einen Krieg geschaffen wurde, ist das Eiserne Kreuz. Seine dreimalige Stiftung bedeutet drei Wendepunkte deutscher Geschichte: 1813—1870—1914 die einen der erhabensten Ausdrücke in der deutschen Dichtung gefunden haben.

Der Kriegs-Almanach 1914/1915

(Xenien-Almanach für das Jahr 1915)

Einband von Paul Brandt / III. Auflage / 50 Pfennig

Geschenkausgabe in Halbpergament M. 2.—

Der Kriegs-Almanach 1914/15 enthält neben dem „Totentanz anno neun" von Albin Egger-Lienz und Szenen aus der Holzschnittfolge: „Der Totentanz" von Hans Holbein dem jüngeren folgende Beiträge: Wilhelm Arminius: Katzbach-Sieger / Ernst Moritz Arndt: Den Teutschen zur Ermahnung / Walter Bauer: Serajewo / Friedrich Kurt Benndorf: Auf den Schlachtfeldern von Metz / Walter Bloem: Weltensturm / Paul Burg: Paris kapituliert! / Richard Dehmel: Deutschlands Fahnenlied / Kurt Engelbrecht: Die Kulturbedeutung des Krieges / Richard Fischer: Meinem gefallenen Freund / Luise Gerhardt: Französische Emigranten in Weimar / Dr. J. C. Groß: In Leipzig am 18. und 19. Oktober 1813. Persönliche Erinnerungen / Landgerichtsrat Otto Haendler: Tannenberg 1410 und 1914 / Syndikus Dr. phil. et. rer. pol. C. Hartl: Der Präventivkrieg Englands gegen die deutsche Flotte / Prof. Dr. Wilhelm Halbfaß: Aus Masuren / Gerhart Hauptmann: Reiterlied / Rudolf Herzog: Das eiserne Gebet / Hermann Kienzl: Im Schützengraben / Karl Koberstein: le mauvais baron / Fritz von Ostini: Schicksalsstunden / Rudolf Presber: Das eiserne Kreuz / Geh. Reg.-Rat Dr. Christian Rogge: Auf rauhem Kriegspfade / Curt Schawaller: Artilleristenlied / Gustav Schüler: Aufruf / Fr. Toegel: Deutschland.

Vorwärts, feste druff!

Kriegsgeschichten von Paul Burg

Einband von Paul Brandt M. 1.—

Paul Burg, der bekannte Dichter kernhaft deutscher Bauern- und Soldaten-Romane schenkt uns hier einen Band Kriegsnovellen, die unseren tapfern siegreichen Kriegern im Felde bei der Rast gewiß ebenso willkommen sein werden wie allen, die daheim bleiben mußten. Wir finden unsere Helden am Lagerfeuer, in der tosenden Feldschlacht, auf dem Marsche übern Rhein, Alldeutschland nach Frankreich hinein, vor Paris ... Und über allen webt, in allen lebt der echte Soldatengeist des deutschesten Feldmarschalls, der brausende Reitergeist Gebhardt Leberecht Blüchers: Vorwärts Kinder! Immer vorwärts, feste druff!

Für Feldpostversand besonders geeignet u. durch jede Buchhandlung erhältlich

Zeitgemäße Bücher aus dem Xenien-Verlag

Für das neutrale Ausland,
besonders zur Aufklärung für Amerika:

Deutsche Zorngedichte gegen England

Ins Englische übersetzt von
Werner Kuhlmann
Einband von Karl Streller

Poems of German wrath against England

English version by
Werner Kuhlmann
M. 1.—

Geheimrat Kuhlmann hat in diesem Buche eine Auswahl der die augenblickliche Stimmung Deutschlands gegen England am besten wiedergebenden Zeitgedichte von Blumenthal, Otto Ernst, Gerhart Hauptmann, Ernst Lissauer, Hermann Löns, Richard Nordhausen, Fr. W. v. Oestéren, Fritz von Ostini, Wilhelm Scholz, Ludwig Thoma u. v. a. ins Englische übertragen. Es dürfte von Wichtigkeit sein, diese Stimmungsrichtung und ihre Ursache in den englisch sprechenden Kreisen, vor allem in Amerika, bekannt zu machen und weiter zu verbreiten. Die Veröffentlichung wird ihr Teil zur Aufklärung über die Ursache des gerechten Zornes Deutschlands beitragen. Andererseits wird durch die Druckanordnung, links der deutsche, rechts der englische Text, das Buch auch denjenigen willkommen sein, die nicht nur ein politisches, sondern auch ein sprachliches Interesse betätigen.

S. M. S. „Emden"

Unter Mitwirkung des Reichsmarineamts zum Besten der Invaliden des „Emden" bearbeitet von A. M. Nauheimer
Mit Umschlagbild von Prof. Willy Stöwer M. 1.—

Das reich illustrierte Buch gibt an der Hand des bisher unveröffentlichten amtlichen Materials, das durch ebenfalls bisher unveröffentlichte Briefe und Aufzeichnungen aus der Besatzung des „Emden" wirkungsvoll ergänzt wird, das anschaulichste Bild der unvergänglichen Ruhmestaten und des heldenhaften Unterganges unseres „Emden", wie auch der Irrfahrten des Landungskorps auf der „Ayesha", dem „Emden II."

Für Feldpostversand besonders geeignet u. durch jede Buchhandlung erhältlich

Zeitgemäße Bücher aus dem Xenien-Verlag

1914 Das Kriegsliederbuch

zum Besten der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen herausgegeben von Dr. Eugen Müller

Einband von Paul Brandt / II. Auflage M. 1.—

Geschenkausgabe: M. 2.—

Das Buch enthält die neuesten Dichtungen von Max Bewer, Franz Adam Beyerlein, Walter Bloem, Richard Dehmel, Cäsar Flaischlen, Ferdinand Goetz, Gerhart Hauptmann, Rudolf Herzog, Alfred Kerr, Franz Langheinrich, A. de Nora, Fritz von Ostini, Rudolf Presber, Karl Rosner, Gustav Schüler, Hermann Sudermann, Ludwig Thoma u. v. a.

Breslauer Zeitung: Höher noch, viel höher als im Jahre 1870 entflammte zu Beginn des jetzt den Atem versetzenden Weltkrieges die Begeisterung der deutschen Nation, und es standen in den ersten Wochen der Mobilmachung die Dichter, bekannt und unbekannt, in allen Lagern auf, jubelten den deutschen Stolz in die Welt und sangen flammend von deutscher Tapferkeit und Treue. Was von diesen vielen, vielen Liedern, die der heilige Augenblick gebar, bleiben wird, das mag die Zukunft lehren. Jedenfalls haben sie alle, gering oder gut gereimt, aber alle echt empfunden, ihren Segen gestiftet, und darum war es ein Verdienst, sie der schnellen Vergessenheit, die heute im Drange der großen Tage und Taten doppelt schnell dahineilt, besonnen zu entreißen und gesammelt in einem schmucken, wohlfeilen Bändchen der Mit- und Nachwelt aufzubehalten.

„Das politische Testament Peter des Großen" und Napoleon Bonapartes als Vermächtnisse zum Weltkrieg

Eine zeitgemäße Betrachtung von Walther List

Einband von Paul Brandt M. 1.—

Literarisches Zentralblatt für Deutschland: Daß das sog. Testament Peters des Großen, das vom französischen Schriftsteller Lesur 1812 zum ersten Male ans Tageslicht gebracht wurde, ein Diktat Napoleons I. aus dem Frühjahr 1807 war, diesen Beweis führte bereits im Jahre 1863 der Stadtbibliothekar Dr. Berkholz zu Riga in einer französisch geschriebenen Flugschrift, die 1877 auch als Sonderarbeit in deutscher Sprache erschien. Napoleon wollte damit seine grimmigsten Feinde bloßstellen, Rußland und England; er ist darin „ein Hellseher russischer, englischer und französischer Staatspolitik und Entwicklung, ein Prophet geradezu für den jetzigen Weltkrieg." Zu dem Textabdruck dieses Schriftstückes gesellt List das in Stil und Gedankengang fast vollkommen gleiche politische Testament Napoleons, das der Verbannte auf St. Helena 1821 in den letzten neun Tagen seines Lebens niederschrieb.

Für Feldpostversand besonders geeignet u. durch jede Buchhandlung erhältlich

Zeitgemäße Bücher aus dem Xenien-Verlag

Kriegsfanfaren

Kriegslieder von Karl Röhrig

Einband von Karl Streller / II., vermehrte Auflage / M. 1.—

Es geht ein sieghafter Fanfarenton durch dieses Buch. Auch wenn der Dichter Friedensklänge anschlägt oder kleine Szenen behandelt, immer steht hinter allem der große Sieg, den das deutsche Volk und das Deutschtum erringen müssen. Einige Vaterlandslieder allgemeinen Inhalts beschließen das Buch, das dem Komponisten eine Fülle vertonbarer Lieder bietet, wie denn auch schon eine große Anzahl vertont worden sind, so von dem bekannten Männerchorkomponisten Karl Goepfart und dem Lehrer der Berliner Hochschule für Musik, Walter Moldenhauer. Röhrig beherrscht die Form wie wenige. Man findet nichts von rhythmischen Unebenheiten oder reimischen Gesuchtheiten. Alles ist frei und groß gestaltet. Leute freilich, die das Wesen der Dichtkunst in geschraubten Ausdrücken und verschwommener Dunkelheit sehen. kommen hier nicht auf ihre Rechnung. Es ist ein frischer Liederborn, aus dem das deutsche Volk gerade in dieser schweren Zeit recht trinken sollte.

Vom Kriege zum Frieden

von Hans von Wolzogen M. 1.—

Deutsche Tageszeitung: Haus von Wolzogen trägt alles in der ihm eigenen, ruhigen, sicheren und stimmungsvollen Ausdrucksweise vor; aus seinen Worten selbst fühlt man, was deutsche Seele und wahrhaftige Deutschheit ist. Ein reiches Innenleben, beherrscht von zielbewußter Klarheit, offenbart sich uns in ihm. Er kennt alle Nöte des Vaterlandes und man merkt, wie er unablässig damit beschäftigt ist, ihnen eine Deutung zu geben oder Wege aus ihr heraus zu Pfaden der Erlösung und des Heiles zu weisen. — Sein neues, den Zeitereignissen Rechnung tragendes Buch wird in noch stärkerem Maße als seine früheren Werke Beachtung finden.

Franktireurfahrten

und andere Kriegserlebnisse in Frankreich

von Geh. Reg.-Rat Dr. Christian Rogge

Einband von Paul Brandt / II. Auflage / M. 2.50

Die Post: „... Der Verfasser ist von der Universität weg mit dem 27. Infanterie-Regiment nach Frankreich gezogen und hat mit ihm die wilde Poesie des Krieges auf gewaltigen Märschen, in bösen Biwacks, in Schlachten und Gefechten, dem eintönigen Belagerungsdienst und auf abenteuerlichen Franktireurfahrten kennen gelernt. Die frischen und lebendigen Schilderungen von dem, was er dabei mit den Truppen erlebt hat, gehören zu dem Besten, was in der bereits hochangeschwollenen Literatur der Kriegserinnerungen zu finden ist."

Für Feldpostversand besonders geeignet u. durch jede Buchhandlung erhältlich

Zeitgemäße Bücher aus dem Xenien-Verlag

Wehe dir, England!

Die Dichtungen der Zeit herausgegeben von Dr. Heinr. Oellers

Einband von Carl Streller / IV. und V. Auflage / M. 1.—
In Halbpergament M. 2.—

Das Buch enthält die neuesten Dichtungen von Herbert Eulenberg, Hanns Heinz Ewers, Ludwig Finckh, Cäsar Flaischlen, Ludwig Ganghofer, Gerhart Hauptmann, Franz Langheinrich, Josef von Lauff, Ernst Lissauer, Hermann Löns, Max Möller, Richard Nordhausen, Fritz v. Ostini, Rudolf Presber, Karl Rosner, Gustav Schüler, Albert Sergel, Ludwig Thoma, Will Vesper, Hans v. Wolzogen u. v. a.

Der Verrat Englands, seine niederträchtige Raubpolitik und der Plan der Vernichtung Deutschlands haben in allen Kreisen unseres Volkes ehrlichste Empörung hervorgerufen, die naturgemäß in der Dichtung ihren Ausdruck findet. Aber nicht nur unsere deutschen Dichter haben sich zur Abwehr gegen Englands Willkür zusammengefunden, auch aus dem neutralen Ausland, und selbst aus dem Lager unserer Feinde, aus Rußland und dem unschlüssigen Portugal, haben uns Dichter gesucht, um uns ihrer freundschaftlichen Gefühle zu versichern und Englands Sturz vorauszusagen. Das Buch ist „der Haßgesang an England" und bietet eine vielbegehrte Ergänzung unseres erfolgreichen Kriegsliederbuches.

Deutsche Prinzen, die für Deutschland starben

Unter Mitwirkung der Hofmarschallämter
herausgegeben zum Gedächtnis!

II. Auflage / M. 2.—, Fürstenausgabe in Pergament M. 10.—

Das wohlfeile und echt volkstümliche Werk, bearbeitet von Paul Burg, veröffentlicht zum ersten Male authentische Nachrichten über den Heldentod der bis jetzt im Weltkrieg 1914 gefallenen deutschen Prinzen. Es bietet neben eingehenden und auf direkten Informationen beruhenden Lebensbildern der tapferen Prinzen, die für Deutschlands Fortbestehen und Ehre in dem großen Völkerringen fielen, eine auf zahlreichen, als einwandfrei erkannten Berichten von Augenzeugen fußende Schilderung ihres heldenhaften Soldatentodes. Jeder Darstellung ist die Photographie des gefallenen Prinzen in mustergültiger Wiedergabe beigefügt. Die Schilderungen in diesem echt patriotischen Buche zeigen mit einer überwältigenden Echtheit und Natürlichkeit des Empfindens und Erlebens, wie deutsche Prinzen Schulter an Schulter mit ihren tapferen Volksgenossen kämpfen und sterben.

Für Feldpostversand besonders geeignet u. durch jede Buchhandlung erhältlich

Zeitgemäße Bücher aus dem Xenien-Verlag

Großrußlands Traum und Ende: Zar Peter der Große

von Fritz Vögel M. 2.—

Der schon mehrfach mit Erfolg und Anerkennung an die Öffentlichkeit getretene Autor greift ein Problem auf, das in unseren Tagen gewaltig in die Fragen der Entscheidung hineinklingt: Die Idee von Rußlands europäischer Großmachtstellung bringt es anschaulich an dem Schöpfer und Vernichter dieser Idee zum Miterleben.

Im Völkerringen

Kriegslieder 1914/15 von Heinrich Eggersglüß

IV. Auflage 20 Pfg.

Hannoverscher Kurier: ... aus dieser Flut ragt bemerkenswert hervor die Sammlung „Im Völkerringen", die aus der Feder eines Mannes aus dem Volke stammt, der den Flügelschlag unserer Tage verspürt und die Gefühle, die ihn beseelen, schlicht und wahr zum Ausdruck gebracht hat. Die Gedichte verraten feines künstlerisches Verständnis ....

Kriegsgedichte 1914/15

von Richard Fischer 20 Pfg.

Leipziger Tageblatt: Wer Richard Fischer von seinen Novellen her kannte, wußte, daß von dieser Sprachfähigkeit in der Lyrik etwas zu erwarten war. Aber auch rhythmisches Empfinden hat Fischer in jenem lauteren lyrischen Sinne, für den der Rhythmus fast noch mehr als das Wort Ausdruck wird.

Weltkrieglieder 1914/15

von Otto Haendler

60 Pfg., in Pappband M. 1.—

Prof. Dr. Paul Förster im Tag: Händlers Weltkrieglieder atmen dichterischen Geist und vaterländische Gesinnung, zum Teil auch einen gesunden Humor. Dabei beherrscht der schon durch seine Nachdichtungen (Carducci, Fogazzaro u. a.) rühmlich bekannte Dichter die Form und Sprache in hervorragender Weise. Die Sammlung sei warm empfohlen.

Für Feldpostversand besonders geeignet u. durch jede Buchhandlung erhältlich

Zeitgemäße Bücher aus dem Xenien-Verlag

Hinter der Front

Kriegssonette von Walter Ferl 60 Pfg.

... die Sonette geben die Haltung derer zuhause wieder, die in Ernst und Leidenskraft den heroischen Streitern würdig ist. Dadurch kann das Büchlein zugleich den Soldaten draußen durch die Gewißheit erheben und stärken: Ganz Deutschland kämpft hinter euch und doch mit euch für seine Zukunft.

Die eiserne Wehr

Kriegslieder und Kriegsgedichte von Heinrich Oellers

60 Pfg.

Gustav Schüler: „Ein guter deutscher Zorn ballt seine Hände in diesen Versen. Der volkstümliche Zug der Gedichte ist besonders hervorzuheben ..."

Hurra, Germania!

Herausgegeben von F. A. Schmidt und R. Müller

Einband von Karl Streller

1. Band: Aus den Tagen der Mobilmachung
2. Band: Zwischen Kampf und Sieg und Tod
3. Band: Helden und Heldentaten.

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und für 50 Pfg. einzeln käuflich.
Alle 3 Bände in einem Band M. 1.20

Deutschlands große Zeit

Vaterländisches Zeitbild von Johannes Trommer

50 Pfg.

Deutsche Kriegspsalmen

Gesammelt und herausgegeben von O. Clorius

Ein starker Leinenband M. 3.—

Das schönste Geschenk- und Trostbuch.

Für Feldpostversand besonders geeignet u. durch jede Buchhandlung erhältlich

Princeton University Library
32101 044735296